

9

ARMEERUNDSCHAU - SOLDATENMAGAZIN * 1,- M * 1976



*Unterleutnant Ellen Streidt*

Für Kampfgruppenangehörige gibt es einen Rentenzuschlag. Warum nicht auch für Reservisten?
Feldwebel d. R. Uwe Rauter

In der Dienststelle meines Sohnes gibt es offenbar einige Ungereimtheiten!
Ingeborg Gramm




Sie rechnen so:
In der Reserve I, zu der Sie gehören, ist es gesetzlich möglich, Sie mehrmals, höchstens jedoch bis zu einer Gesamtdauer von 21 Monaten, für Reservistendienste und Reserveübungen heranzuziehen. „Also eine ganze Menge Zeit, die wir dafür opfern", schreiben Sie – und leiten die schon genannte Frage daraus ab.
Gehen wir der Reihe nach.
Es gibt in der Tat eine Verordnung, welche den Rentenzuschlag (100 Mark im Monat) für langjährige Angehörige unserer Kampfgruppen der Arbeiterklasse regelt. Damit werden ihre Leistungen anerkannt und gewürdigt, die sie im freiwilligen Kampfgruppendienst zum Schutz unserer sozialistischen Errungenschaften vollbracht haben: Mindestens fünfundzwanzig Jahre lang. Stets unentgeltlich, außerhalb ihrer Arbeitszeit und oftmals an Wochenenden. Unter Verzicht auf arbeitsfreie Sonnabende und Sonntage. Mit nächtlichen Alarmen und kräftezehrenden Geländeübungen. Und das nicht selten bis ins hohe Alter hinein. Den Veteranen der Arbeit **und** der Arbeiter-Kampfgruppen gehört deswegen zu Recht die besondere Fürsorge der sozialistischen Gesellschaft.
Nun zu den Reservisten.
Zunächst sei daran erinnert, daß der Dienst in unseren Streitkräften für alle wehrfähigen und dafür geeigneten männlichen Bürger gesetzliche Pflicht ist. Inbegriffen Reservistendienste und Reserveübungen. Der sozialistische Staat nimmt jedoch auch hierbei auf Besonderheiten Rücksicht. So erhalten die Reservisten neben ihrem Wehrsold noch einen beachtlichen finanziellen Ausgleich vom Betrieb; er wird bekanntlich auf der Grundlage des Durchschnittsverdienstes errechnet und lediglich um 20%, mindestens jedoch um 80 Mark monatlich, gekürzt. Dabei sollte nicht übersehen werden, daß dieser Mindestbetrag – dem ursprünglich der Wehrsold eines Soldaten zugrunde lag – mit der Wehrsolderhöhung zwischen dem VIII. und dem IX. Parteitag der SED nicht heraufgesetzt, sondern beibehalten wurde. Und wenn wir von materiellen Aufwendungen sprechen, dann gehören dazu auch freie Verpflegung, Bekleidung und Unterkunft, kostenlose kulturelle Betreuung, verbilligte Urlaubsfahrten und anderes mehr. Es ist also gesichert, daß keiner ob seines Reservistendienstes materiell in Schwierigkeiten oder Bedrängnis gerät. Im Gegenteil. Die sozialistische Gesellschaft tut alles, was ihr möglich ist, um gerade auch die hohe Einsatzbereitschaft der Reservisten zu würdigen. Sie fordert Leistung und anerkennt sie – wie es dem Grundprinzip des Sozialismus entspricht.

★

Gleich Ihnen, werte Frau Gramm, vermag ich mir auch keinen Reim darauf zu machen, was Sie mir berichten.
Erstens: Da haben Sie Ihrem Sohn vor der Einberufung eine lederne Reisetasche gekauft. Schwarz, damit sie zur Uniform paßt. Jetzt aber darf er sie nicht benutzen, weil sie zwei Henkel hat. Nur ist sein Kompaniechef der einzige, der sich daran stört, dieweil die anderen Soldaten derselben Dienststelle keine derartigen Schwierigkeiten haben.
Zweitens: Da hat sich Ihr Sohn ein Kofferradio zugelegt. Insbesondere auch, weil er meinte, für seine Soldatenzeit sei ein transportables Gerät günstiger und zweckmäßiger. Nun aber liegt es wohlverwahrt in einer Kammer, weil in der Kompanie lediglich Standgeräte zugelassen sind. Nur dudeln in den Stockwerken darunter und darüber fast ausnahmslos Kofferradios.
Ungereimtheiten.
Damit haben Sie das treffende Wort gefunden. Ich will mich hier nicht in das Recht der Kommandeure einmischen, entsprechend der Innendienstvorschrift über das Aufstellen von Rundfunkgeräten zu entscheiden. Jedoch erscheint es mir erzieherisch nicht günstig, zwischen den einzelnen Kompanien einer Dienststelle solcherart Unterschiede zu machen. Im Interesse einheitlicher Auffassungen wäre hier meines Erachtens ein klärendes Wort des Kommandeurs der Dienststelle erforderlich. Und was die Leder-Reisetasche (mit zwei Henkeln) betrifft, so ist mir keine Dienstvorschrift bekannt, die sie verbieten würde. Nach der Urlaubsordnung sind lediglich „Campingbeutel, Einkaufsnetze bzw. Einkaufstaschen und ähnliche Behältnisse" nicht als Urlaubsgepäck gestattet. Wer daraus eine Zwei-Henkel-Theorie ableitet, schlägt wahrlich seltsame gedankliche Purzelbäume.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur



# *Selbst die Sonne*

...habe Flecke, argumentiert mein Stubenkumpel, der Gefreite Atze Stein. Das geschieht etwa 66 Sekunden nach 6 Uhr, zu einer Zeit also, da Atze ins Sportzeug zu fahren und zum Frühsport zu eilen hat. Unser Hauptfeldwebel erwischt ihn jedoch um die genannte Zeit bei einer eigenmächtig verlängerten Nachtruhe (mich, dessen Bett links in der Ecke steht, übersieht er). Also, der Hauptfeldwebel packt ihn ebenso fest wie laut bei der Soldatenehre: Ein disziplinierter Genosse wie der Gefreite Stein, steht sechs Wochen vor der Versetzung in die Reserve und erlaubt sich so einen Gammel, he? Atze fährt aus den „Nylondaunen" und präsentiert maulend, aber gezielt sein Gleichnis von der fleckenhaften Sonne, um den erzürnten Mahner zu schocken. Aber da ist unser Alu-Oberst (wie wir den Hauptfeldwebel seiner zweimal drei Aluminiumsterne auf den Schulterstücken wegen nennen) wie ein Eskimo – den haut auch nichts vom Schlitten. Er kriegt ganz kleine Augen vor Ärger und flötet gefährlich leise: „Gefreiter Stein, diese hochinteressante Unterhaltung über Sonnenflecke setzen wir heute 19 Uhr in meinem Dienstzimmer fort, bereiten Sie sich gut vor! Und jetzt..."

Der Alu-Oberst, müßt Ihr wissen, Leute, ist unberechenbar, er kriegt es fertig und macht mit Atze wahrhaftig ein Prüfungsgespräch über Sonnenflecke, das Zeug dazu hat er. Auf meine Empfehlung hin holt sich mein langschläfriger Stubenkumpel mittags aus der Bibliothek das Buch „Sonnengott und Sternenfeuer" von Heinz Mielke, das im Verlag Neues Leben erschienen ist. Nach dem Abendessen büffelt er darin über die „Pflastersteine" auf der Sonnenoberfläche, über „Kühlmaschinen" im Sonnengas, über die „Fieberkurve" der Sonne und solche Sachen. An sich ist das gar kein Büffel-Buch, sondern ein populärwissenschaftliches Lese-Buch, aus dem man allerdings eine Menge lernen kann: wie zum Beispiel dieses Jahr im April die Sonnenfinsternis zustande gekommen ist (Ihr erinnert Euch daran, Leute). Wer unseren Kalender gemacht hat oder wie man, ohne die Schildbürger zu kopieren, den Sonnenstrahlen eine Falle bauen kann. Jedenfalls, mein Atze hat vor fünf Minuten „Sonnengott und Sternenfeuer" im Schrank verstaut und ist, unsicher wiewohl vorbereitet, in Richtung Hauptfeldwebel abgezischt. Bleibt mir Muße, Euch ein paar Bücher zu empfehlen, bevor er wiederkommt und mich stört.

Schon vor einiger Zeit habe ich Euch auf zwei Romane des französischen Schriftstellers Robert Merle aufmerksam gemacht: „Die Insel" und „Ein vernunftbegabtes Tier". Der letztgenannte mußte auch für einen flipper-romantischen Film herhalten, in dem ich von Merles humanistischem Anliegen nur einen sparsamen Rest gefunden habe. Kürzlich hat nun der Aufbau-Verlag einen neuen Merle auf den Markt gebracht – „Malevil".

664 Seiten mit dem Nachwort von Hans-Otto Dill, das ich Euch empfehle, als Vorwort zu lesen. Die sechseinhalb hundert Seiten haltet Ihr bestimmt durch, wenn Ihr einmal angefangen habt. Der

Schutzumschlag (Entwurf: Gerhard Rappus) stilisiert die Buchstaben des Titels zu Gebäuden einer mittelalterlichen Burg, über der ein mörderisches Unwetter tobt, auf deren höchster Zinne jedoch ein Baum grünt – Zeichen des Lebens und Überlebens. Im Schutze der günstig gelegenen Burg Malevil haben wenige Männer und Frauen die globale Katastrophe eines Kernwaffenkrieges überlebt, in dem alle bisher gültigen Maßstäbe menschlichen Zusammenlebens verglüht sind. In die Verhältnisse eines urgesellschaftlichen „Agrarkommunismus" zurückversetzt, sieht sich die kleine Gemeinschaft Problemen gegenüber, von deren Lösung ihre physische Existenz abhängt: Gnadenlos muß sie gegen Verzweifelte wie gegen Banditen vorgehen, die plündernd das Land durchstreifen. Sie muß auch entscheiden über die Frage, die ihr tatkräftiger Anführer Emmanuel stellt: „In einer Gemeinschaft, in der es zwei Frauen für sechs Männer gibt, ist die Monogamie fehl am Platz." Mit bitterem Optimismus trösten sich die Überlebenden: „Wir werden nicht Jahrhunderte brauchen, um wieder unser technologisches Niveau zu erreichen".

Merles Roman will nicht als Zukunftsvision, sondern als nachdrückliche Mahnung und Warnung verstanden sein.

Eine weitaus sympathischere Art von Zukunftsperspektive malen die Geschichten einer Anthologie polnischer phantastischer Erzählungen aus, die Johannes Jankowiak im Verlag Das Neue Berlin herausgegeben hat. „Galaxisspatzen" heißt das Buch...

Atze, du Sonnenfleck elender, mußt du mich unterbrechen? „Tja, mein Lieber, es ist dringend. Der Alu-Oberst wollte gar nicht wissen, daß die Sonnenflecke etwas mit Magnetfeldstörungen im Sonneninnern zu tun haben. Er hat mich gefragt, ob mit meinem Magnetfeld alles in Ordnung sei, he, von wegen Vorbildlichkeit, und so in dem Stil weiter. Dir läßt er allerherzlichste Grüße ausrichten." „Nanu, Grüße vom Hauptfeldwebel, womit habe ich das verdient?" „Ja, du wüßtest schon warum, und du sollst sofort mit deinem Bett von links hinten nach rechts vorn umziehen, weil Sicht vor Deckung geht – sagt er. Und dann sollst du Vollzug melden."

Tja, Leute, da werden wir wohl oder übel, sechs Wochen bevor wir in die Reserve gehen, gleich ein großes Möbelrücken veranstalten. Laßt Euch das eine Lehre sein, nehmt Euch meine weiteren Empfehlungen (nebenstehend) zu Herzen und habt ein bißchen Mitleid mit Eurem bettrückenden

*Leser vom Dienst*

## *Tips am Rande*

Multinationale Konzerne tragen die Schuld an der Ermordung wehrloser Indianer: „Ein Fremder kam nach Aripuana", Abenteuerroman von Wolf D. Brennecke, Militärverlag der DDR

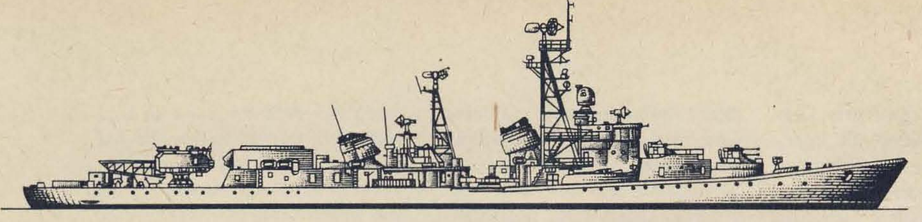
Polnische Emigranten im Netz imperialistischer Geheimdienste: „Die Blaßgrüne Loge", Roman von Michal Choromanski, Verlag Volk und Welt

Lebensbild eines verdienstvollen Kämpfers für die Sache der Arbeiterklasse: „Hans Warnke – ein Kommunist", nach Berichten aufgeschrieben von Herbert Mühlstädt, VEB Hinstorff-Verlag

Spannendes und Heiteres über Berlin und Berliner vor dreißig Jahren: „Mein Freund Bruno", Roman von Ludwig Turek, Eulenspiegelverlag

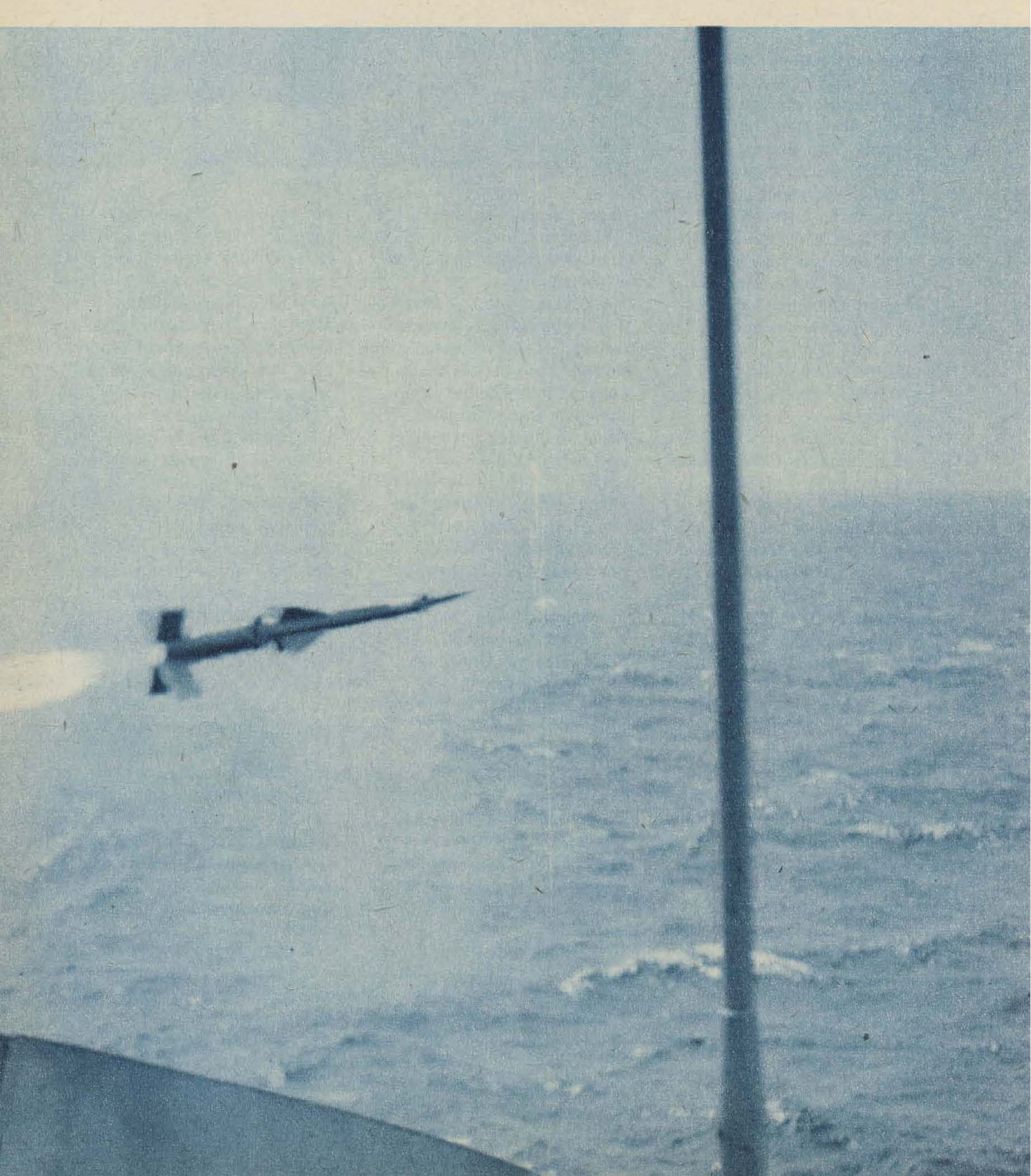
Razzia im Desert Club, aber kein Erfolg für die Polizei: „Als vermißt gemeldet", Kriminalroman von Olov Svedelid, Verlag Volk und Welt

Illustrationen: Hille Blumfeldt



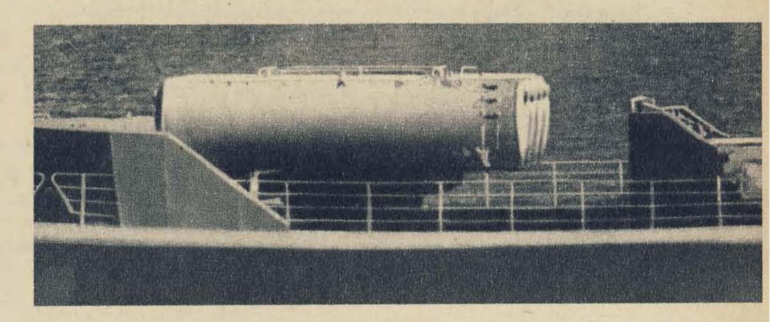
# Die »Bedovy« machte den Anfang

Vor rund 20 Jahren befuhren erstmals mit weitreichenden Raketen bewaffnete Kampfschiffe die Weltmeere. Es waren Einheiten der sowjetischen Seekriegsflotte. Für die Marineexperten der imperialistischen Staaten waren sie eine Sensation, weil weder die US-Navy noch andere NATO-Seestreitkräfte über derart bewaffnete Schiffe verfügten. Daß der „russische Bär" gut schwimmen gelernt hatte, wußten sie schon. Der amerikanische Admiral Wright nannte bereits 1954 die sowjetischen Kreuzer die schnellsten der Welt. Nun waren noch schnellere – und dazu raketentragende an der Kimm des maritimen Geschehens aufgetaucht. Sie kreuzten den Kurs der traditionellen Seemächte. Stufenweise hatte die UdSSR in ihrem Nachkriegs-Flottenbauprogramm die Raketenwaffe eingeführt und dadurch die neuen Kampfschiffe in Raketenträger umgewandelt. Das war die folgerichtige, der Umwälzung im Militärwesen gerechte Absage an die Schlachtschiffe und schweren Kreuzer. Noch am Vorabend des zweiten Weltkriegs befaßten sich die Marinefachleute mit den Problemen der ballistischen Leistungen der überschweren

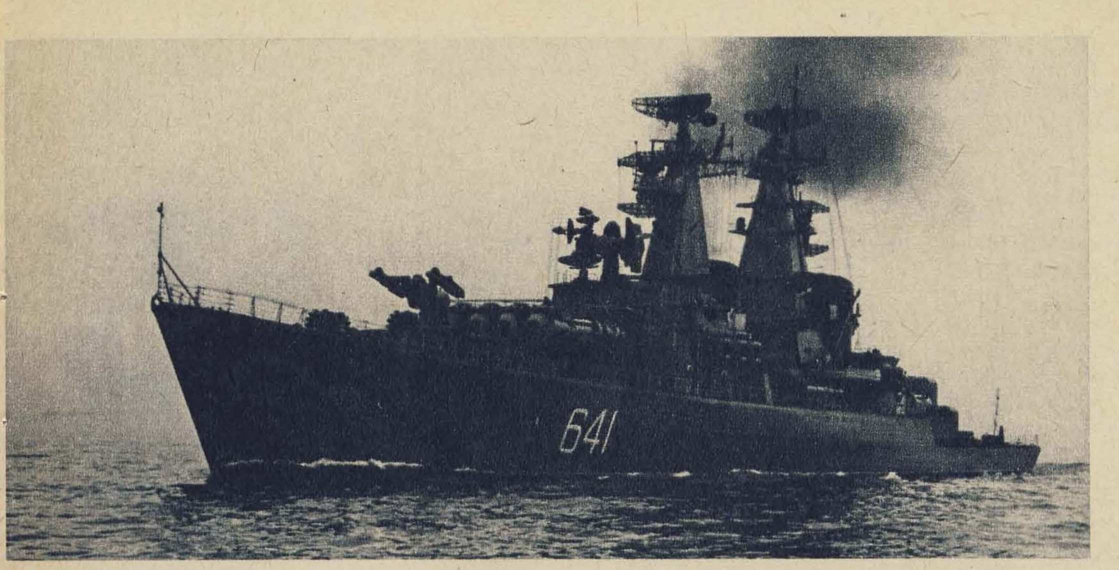


Schiffsgeschütze. So ging es zum Beispiel darum, ob man die 406-mm-Drillingstürme, von denen jedes Rohr 105 t wog und das Lafettengewicht 1 270 t betrug, zugunsten einer Masseverringerung und damit höheren Geschwindigkeit des Schiffes reduziert. Denn die Durchschlagswirkung dieses Kalibers unterschied sich nur wenig vom Kaliber 380 mm. Außerdem nahm die Luftabwehr der Schiffe immer mehr an Bedeutung zu.
Wenn man bedenkt, daß heute eine Schiff-Schiff-Rakete bei einer Einsatzweite von rund 20 sm die Vernichtungskraft einer 380-mm-Granate erreicht, und das bei über 80prozentiger Trefferwahrscheinlichkeit – so erscheint die Trefferwahrscheinlichkeit der schweren Schiffsartillerie des zweiten Weltkrieges, sie betrug etwa drei Prozent, als recht bescheiden. Immerhin waren im statistischen Durchschnitt rund 600 Granaten erforderlich, um beispielsweise einen Zerstörer zu versenken.
Der erste Schritt zur Raketenbewaffnung war die Ausrüstung herkömmlicher Kreuzer („Swerdlow"-Klasse) und Großzerstörer mit Fla-Raketenkomplexen. Die nächste Generation aber waren schon echte Raketenträger, die sowohl Luft- als auch Seeziele mit Raketen bekämpfen konnten. Das Typschiff der Zerstörer-Baureihe „Bedovy" war das erste Kampfschiff, das mit einsatzfähigen Seeziel-Flugkörpern bestückt war. Die „Bedovy"-Baureihe wiederum war die erste Kriegsschiffsunterklasse, mit der die Kampfmethoden auf See revolutioniert wurden.
Wenn man von einem modernen Raketenkomplex oder -system auf Kriegsschiffen spricht, so sind darunter allgemein alle Geräte und Einrichtungen zu verstehen, die für den effektiven Einsatz der Waffe nötig sind; das heißt die eigentliche Rakete als Ladungsträger, die technischen Anlagen für Lagerung und Zuführung zur Startrampe sowie die Waffenleitsysteme.

*Verdrängten den Geschützturm: die Viererstartrampen der großen Überwasserkampfschiffe der sowjetischen Seekriegsflotte. Bei der „Warjag" waren sie erstmals auf dem Vor- und Achterschiff angeordnet. Das Prinzip wurde bei den Nachfolgern beibehalten, wobei auch Einzel- und Doppelstarter anzutreffen sind. Die „Dostojny" hat Vierergruppen (Fotoausschnitt).*



Die Raketensysteme selbst werden nach ihren charakteristischen Besonderheiten, zum Beispiel nach der Art des zu bekämpfenden Zieles, unterschieden. Die wichtigsten Gruppen der Schiffsraketen sind demnach die Schiff-Schiff-, Schiff-Luft- und Unterwasser-Boden-Raketen (letztere bei U-Booten).
Die sowjetische Seekriegsflotte hat schon vor Jahren der Tatsache Rechnung getragen, daß die Vielzahl der auf dem Meer zu bekämpfenden Luft- und Seeziele keinen Universalraketenkomplex mit unbeschränkten, für jedes Ziel gleich hohen effektiven Einsatzmöglichkeiten gestattet. Sie schätzte den möglichen Gegner auf den Seeschauplätzen und die maritimen Entwicklungstendenzen umfassend ein und entwickelte zur Bekämpfung von See- und Luftzielen spezielle Raketensysteme mit hoher Kampfkraft
Die Flottenkräfte der Warschauer Vertragsstaaten besitzen unter anderem zur Bekämpfung von Überwasserkräften Schiff-Schiff-Raketen. Sie sind sowohl von kleineren Schiffen und Booten (Schnellbooten) als auch von Schiffen mit größerem Deplacement (Zerstörer, Kreuzer) einsetzbar. Diese Raketen weisen eine variable Flughöhe auf, ihr Flug ist in allen Phasen lenkbar. Nach dem Start steigt die Rakete auf einer geraden Flugbahn. Ist der Scheitelpunkt erreicht, erfolgt die sogenannte Ablage, das Niedergehen in die Lenkphase. Dann fliegt die Rakete flach über das Wasser ins Ziel. Die entsprechende Höhe über der Wasseroberfläche wird mit Hilfe eines Höhenmessers gehalten.
Eine zur Fernlenkung geeignete Rakete (auch Flügelgeschoß genannt) besteht prinzipiell aus folgenden Baugruppen oder -teilen: Flugkörper, Flügel, Marschtriebwerk, Höhen- und Seitenruder, Starttriebwerk (Feststoffrakete), funkwellendurchlässige Schutzhaube, Zielsuch-, Kommando- oder Selbstlenkanlage, Gefechtsteil, Zünder, Brennstoffbehälter, Hilfsanlagen für das Marschtriebwerk usw. Die Rakete ist jedoch nur das Trägermittel, das einen entsprechenden Sprengsatz zum oder ins Ziel bringt. Erst der gesamte Komplex – Rakete, Waffenleitanlage, Startrampe (auf größeren Kampfschiffen auch das System der Lagerung und Zuführung zur Rampe) – gewährleistet




den effektiven Einsatz der Schiff-Schiff-Raketen.
Das am hinteren Drittel der Rakete befindliche Starttriebwerk dient dazu, der Rakete eine hohe Startbeschleunigung zu geben, da die Rampen aus Platzgründen relativ klein gehalten sein müssen. Starthilfen mit Feststofftriebwerken entwickeln bei kurzer Brenndauer einen Schub, der oft mehr als das zwanzigfache der Startmasse der Rakete selbst beträgt.
Die Entwicklung aerodynamischer Flugkörper gegen See- und Landziele blieb nicht bei den sogenannten Flügelraketen stehen. Gegenwärtig werden die aerodynamischen Flugkörper aus zylindrischen Röhren, auch Containern, gestartet. Diese Raketen haben weitgehend die typische Form des Flugzeugs verloren. In der Handhabung und Lagerung haben sie gegenüber ihren Vorgängern den Vorteil, daß sie wegen ihrer schmalen, deltaförmigen Stummelflügel bei der Lagerung an Bord nicht übermäßig viel Platz beanspruchen.
Für die Korrektur der Flugbahn einer Schiff-Schiff-Rakete sind verschiedene Lenksysteme einsetzbar:

- die Fernlenkung (auch Kommandolenkung), die vom

Trägerfahrzeug oder von einem anderen Übertragungspunkt durch unmittelbaren Kontakt mit dem Ziel erfolgt;

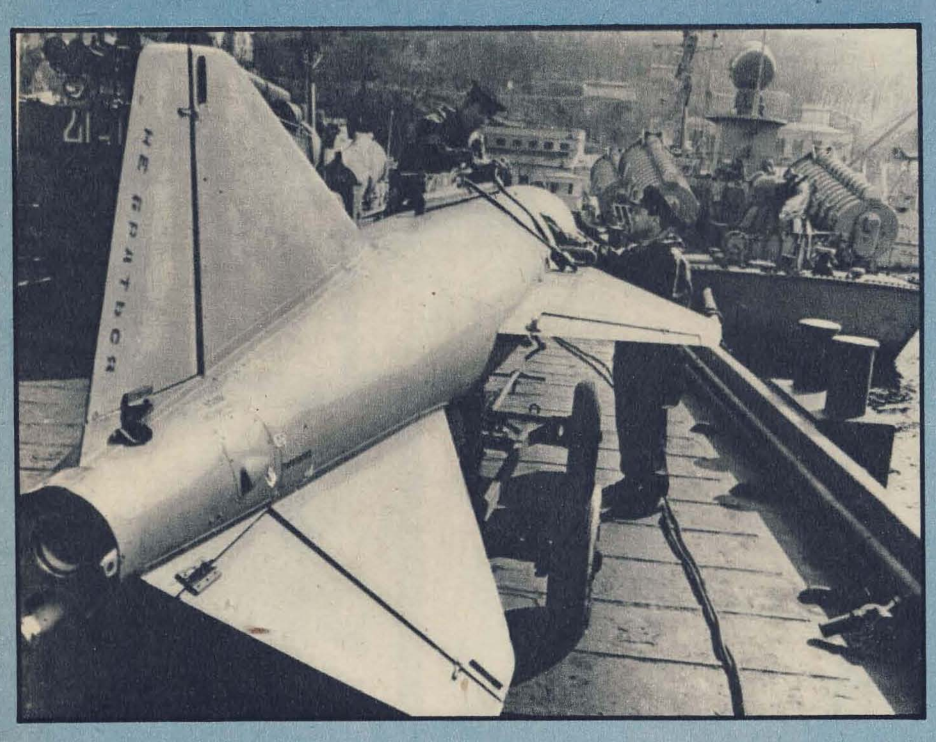
- die Selbstlenkung (auch autonome Lenkung), wobei die Rakete mit Hilfe eines Programms gelenkt wird;
- die Zielsuchlenkung (zur Bekämpfung von Zielen in geringen Entfernungen), bei der die Korrektur der Flugbahn erst beginnt, wenn die Rakete selbst Kontakt mit dem Ziel hat;
- das kombinierte Lenksystem, bei dem die Rakete auf dem ersten Teil ihrer Flugbahn durch von außen kommende Signale oder autonom gelenkt und die Zielsuchlenkung erst in der letzten Phase eingeschaltet wird und Kontakt mit dem Ziel aufnimmt.

Bei der Ausrüstung der sowjetischen Seekriegsflotte mit Fla-Raketensystemen wurden zunächst Waffen eingeführt, die sich bereits bei den sowjetischen Luftabwehreinheiten bewährt hatten. Sie bildeten die Grundlage für die erfolgreiche Entwicklung spezieller Schiff-Luft-Raketensysteme der sowjetischen Seekriegsflotte. Heute sind es moderne Schiff-Luft-Raketenkomplexe, die allen Anforderungen der modernen Luftabwehr auf See entsprechen. Sie decken Räume über Entfernungen bis zu 100 km gegen hoch- und tieffliegende Ziele. Die meisten Schiff-Luft-Raketen sind zweistufig, wobei ihre erste Stufe als Starttriebwerk ausgebildet ist.

Zusammenfassend sei gesagt, daß als eine entscheidende Bedingung für den erfolgreichen Einsatz dieses oder jenes Waffensystems zum richtigen Zeitpunkt, am richtigen Ort, das richtige Waffensystem auf das jeweilige Ziel gerichtet sein muß. Unter dieser Voraussetzung ist auch das Raketen-Waffensystem auf Kampfschiffen zu verstehen.

*Fregattenkapitän K. H. Sirrenberg*





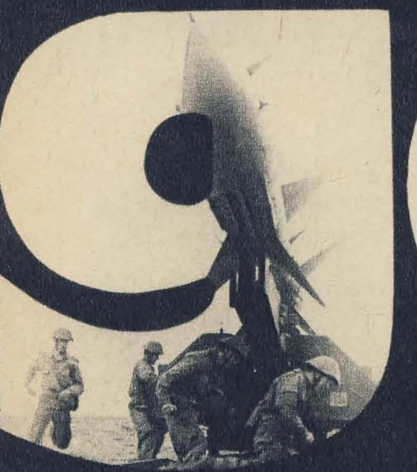
*Die ersten Flugkörpergeschosse der Raketenschnellboote sahen kleinen Flugzeugen ähnlicher als einer Rakete. Ihre Weiterentwicklung machte sie „schlanker". Damit wurde auch die Größe der Hangars verändert, was zu Platzeinsparungen an Bord der Boote führte.*



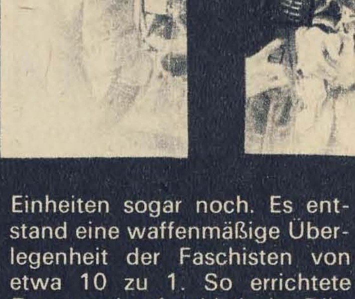



Erfahrungen hat jeder. Persönliche wie auch kollektive, was hier soviel wie klassenmäßige bedeutet. Und man sollte damit nicht umgehen wie die liebe Oma mit ihrer Brille, die sie dauernd irgendwo verlegt hat. Zwar kommt ihr trotzdem gleich immer alles furchtbar bekannt vor. Aber so richtig klar sieht sie eben doch nicht.
Dabei ist Brillen verlegen vielleicht noch gar nicht einmal das allerschlimmste. Aber Erfahrungen. . .
Nun ist es ja wirklich furchtbar bekannt, daß der Imperialismus tüchtig rüstet. In der BRD haben sich die Beträge von 1970 bis 1975 nahezu verdoppelt. Rund 750 D-Mark pro Kopf der Bevölkerung werden für direkte Rüstungszwecke ausgegeben.
Wir sollten uns diese Tatsache ruhig auch einmal mit unseren Erfahrungen anschauen. Damit wir da völlig klar sehen.
„Man darf nicht vergessen, daß die gesamte kapitalistische Welt, bis an die Zähne bewaffnet, den passenden Zeitpunkt abwartet, sich die besten strategischen Bedingungen aussucht und die Methoden des Überfalls prüft", heißt es im Schlußwort des IX. Parteitages. Diese Passage steht aber nicht in der Dietz-Broschüre. Das wurde nämlich schon am 5. April 1920 gesagt, auf dem IX. Parteitag der KPR(B). Lenin sprach da aus Erfahrung.
Wir erinnern uns: Truppen aus vierzehn imperialistischen Staaten waren in den Jahren 1918 bis 1920 über die junge Sowjetrepublik hergefallen. Es paßte den Imperialisten eben nicht, daß dort nach dem 25. Oktober 1917 nun Arbeiter und Bauern an der Macht waren. Bis an die Zähne bewaffnet, hatten sie nach günstigen strategischen Bedingungen gesucht, um die Sowjetmacht wieder zu stürzen. Sie hatten auf die Kräfte der russischen Konterrevolution spekuliert. Darauf, daß die Wirtschaft am Boden lag. Daß die roten Kommandeure noch unerfahren, die Rotgardisten schlecht bewaffnet waren und viele den Krieg satt hatten.
So rechnete der Imperialismus auf einen leichten Sieg und schickte seine Truppen zum Angriff vor. Es gab erst Ruhe, als ihn die Rotgardisten gehörig von ihrer Stärke überzeugt hatten.
Lenin hatte aber nicht nur aus Erfahrung gesprochen. Er hatte ein Gesetz genannt. Am 22. Juni 1941 fiel das faschistische Deutschland in die Sowjetunion ein. Wieder hatte sich der imperialistische Aggressor günstige strategische Bedingungen ausgerechnet. Er hatte auf die Leistungsfähigkeit der Kriegswirtschaft fast ganz Europas spekuliert, die er sich unter den Nagel gerissen hatte. Darauf, daß er die modernsten Waffen besaß und in zwei Jahren Aggressionskrieg ausreichend Blitzsiegerfahrungen gesammelt hatte.
Kurz, er fühlte sich so sehr überlegen, daß der faschistische Generalstabschef Halder großkotzig erklärte: „Es ist wohl nicht zuviel gesagt, wenn ich behaupte, daß der Feldzug gegen Rußland in vierzehn Tagen gewonnen sein wird." Und es









gab auch da erst Frieden, als der sozialistische Staat seine Überlegenheit bewiesen und die Rotarmisten die Siegesfahne auf dem Reichstagsgebäude gehißt hatten.
Lenin hat heute noch recht. Der internationale Imperialismus hat nicht aufgehört, sich bis an die Zähne zu bewaffnen. Er sucht ständig nach günstigen strategischen Bedingungen (und versucht sogar, sie sich bei den Wiener Abrüstungsverhandlungen zu schaffen). Er prüft die Methoden des Überfalls, und ein paar Mal glaubte er auch schon, der passende Zeitpunkt sei gekommen.
Trotzdem gab's in Europa seit drei Jahrzehnten keinen Krieg. Denn wieder hat hier der Sozialismus auch seine militärische Stärke bewiesen. Und zwar nunmehr in einer ganz neuen Qualität. Nämlich kollektiv, als Warschauer Vertrag. Übrigens ja auch ganz einer Lehre Lenins entsprechend.

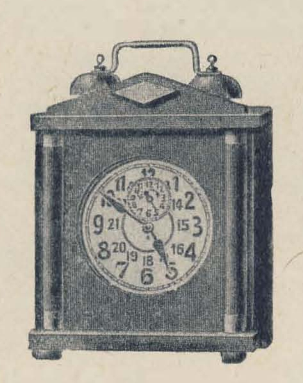
Wir haben also nur gute Erfahrungen gemacht, wenn wir wachsam und militärisch stärker waren. Und wir hatten schlechte gemacht – zum Beispiel im März 1920. In Deutschland hatten damals die Arbeiter, nachdem sie die Kapp-Putschisten besiegt hatten, die Waffen wieder aus der Hand gegeben. Das mußten sie mit Blut bezahlen. Tausende wurden eingekerkert, gefoltert. Hunderte ermordet, mit und ohne Gerichtsurteil.
Auch in Spanien haben vor vierzig Jahren Arbeiter aus 53 Ländern Waffen in eigener Sache getragen. Um die Demokratie gegen die Franco-Faschisten zu verteidigen. Doch am 23. September 1938 beschloß die spanische Volksfrontregierung auf Betreiben der Londoner sogenannten Nichteinmischungskommission, die Interbrigaden aufzulösen. Die Antifaschisten verließen das Land und wurden in Internierungslager gesperrt. Die faschistischen Interventen hingegen blieben und verstärkten ihre Einheiten sogar noch. Es entstand eine waffenmäßige Überlegenheit der Faschisten von etwa 10 zu 1. So errichtete Franco seine faschistische Diktatur und übte sie mit blutigem Terror aus.
Nein, es hat den Arbeitern noch nie etwas eingebracht, wenn sie nicht auch Waffen trugen – in eigener Sache.
„Die Gewährleistung des Friedens und der Sicherheit erfordert auch von der Deutschen Demokratischen Republik die weitere Stärkung der Verteidigungsbereitschaft", wurde auf dem IX. Parteitag beschlossen. Am 22. Mai 1976. Es steht nun so im neuen Programm der SED.
Brillen verlegen mag ja vielleicht noch gehen. Aber Erfahrungen sollte man ganz bestimmt nicht verkramen. Und auch nicht das, was auf den IX. Parteitagen gesagt wurde. Auf dem von 1920 und auf dem von 1976.

*Hauptmann K.-H. Melzer*
*Fotografik: Sepp Zeisz*

# Was hat die Uhr geschlagen?



Eine Frage, die öfter mal gestellt wird. Zumeist natürlich, wenn man die eigene Uhr vergessen hat oder sie stehen geblieben ist. Aber irgend jemand findet sich dann schon, der einem mit präziser Uhrzeitangabe zu helfen vermag. Nicht nur, weil er eine Uhr bei sich hat. In Form von tragbaren Sonnenuhren gab's das schon im Altertum. Was allerdings die Stunde *geschlagen* hatte, vermochte damals auch bei strahlendem Sonnenschein keiner zu sagen. Dazu bedurfte es erst jener Erfindung im 14. Jahrhundert: Der Gewichtsuhr mit Gewicht, Balkenunruh, Gehwerk, Aufzug und Schelle. Und wem gar an einer exakten Minutenangabe gelegen war, mußte schon bis 1680 warten. Die um diese Zeit datierte Erfindung des Minutenzeigers machte den Weg frei zur Bestimmung von Sekunden und Sekundenbruchteilen. Damit sind wir einerseits in der Gegenwart und bei unserem Thema angelangt,



andererseits bei einer Uhr, die kein Zeitanzeiger, sondern ein Zeitmesser und als solcher – laut Lexikon – keine Uhr im eigentlichen Sinne mehr ist.

Die Rede ist von der Stoppuhr. Ein höchst aktuelles Requisit nicht bloß in der Hand von Sprint-Kampfrichtern, sondern ebenso in der von Kommandeuren und Kontrolloffizieren beim Alarm-Sprint zur Waffenkammer oder bei der Normüberprüfung.

Soldat Werner Stegner (19) würde besagter Stoppuhr gern mal ein „Stop!" gebieten, weil sie ihm als (jungen) mot. Schützen „noch zu oft zu schnell läuft". Gefreiter Jens Marquardt (20) hingegen hat sie nach anfänglichem Verfluchen „inzwischen lieben gelernt". Der Grund ist recht einfach: „Bei einer Normüberprüfung, einer wichti-



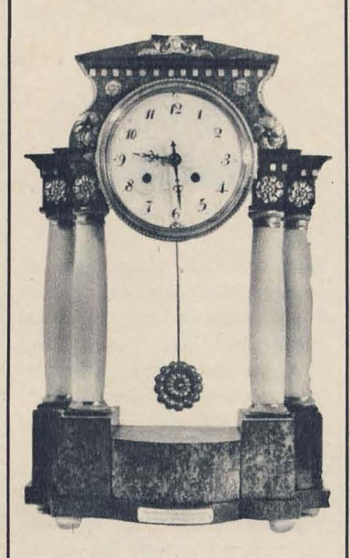
gen und komplizierten, kam ich auf die beste Zeit. Weit unter der für die 1. Das brachte mir Sonderurlaub ein."

Die Stoppuhr als Freifahrtsignal nach Hause. Das klingt spaßig. Jedoch ist all das, was bei Soldatens mit Zeiten und Normen zusammenhängt, im Grunde eine ganz ernsthafte Sache. Denn „Zeit ist Sieg", sagt Soldat A. Tews (19) und meint damit „die Zeit, die wir im Gefecht schneller und besser sind als der Gegner". Insofern fühlt sich Gefreiter Henry Fließ (20) ganz ernsthaft zum Nachdenken angeregt, wie er manche Normzeit noch weiter nach unten drücken könne. Unteroffizier Ulrich Mausolf (21) macht dazu folgende

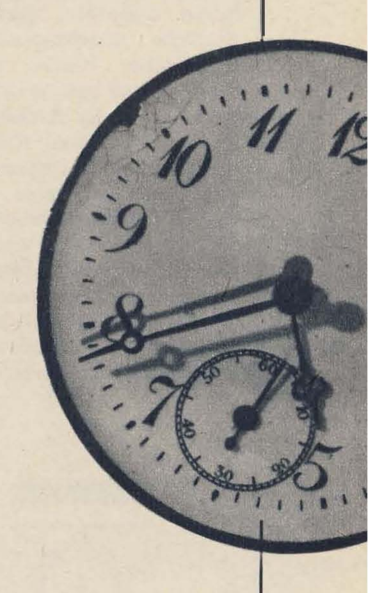


Rechnung auf: „Faßt ein Schütze mit seiner Maschinenpistole das Ziel nur eine Sekunde zu spät auf oder wechselt er das Magazin nicht schnell genug, bringt er seine Gruppe um 7 Schuß an Feuerdichte."
Man muß fix sein und die Zeit verdammt ernst nehmen. Hat der Gegner beispielsweise nervenschädigende Kampfstoffe eingesetzt, entscheidet jede Sekunde über das Leben des Kämpfers. Auf das Kommando „Gas" muß die Schutzmaske sofort in kürzester Zeit aufgesetzt werden. Und Oberleutnant Bernd Glowe (25) berichtet folgendes aus seiner Praxis: „Bei geladener Kanone kann eine gut ausgebildete Panzerbesatzung in zehn Sekunden, bei nicht geladener Kanone erst in 30 Sekunden nach Erkennen des Zieles das Feuer eröffnen. Da die Sicherungspanzer des Gegners gleichfalls Panzergranaten haben, kann der Zeitgewinn von 20 Sekunden entscheidende Bedeutung für den Verlauf des Gefechts haben."
Was die (militärische) Uhr in der



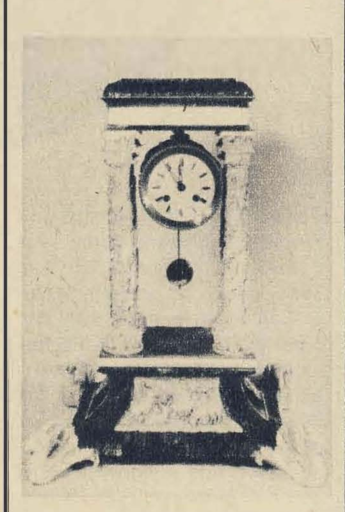


zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts geschlagen hat, erklärte Marschall der Sowjetunion A. A. Gretschko einmal so: „Von besonderer Bedeutung für die Gefechtsbereitschaft ist der Zeitfaktor. In den Kriegen der Vergangenheit standen für die Herstellung der Bereitschaft der Truppen ziemlich lange Zeiträume zur Verfügung. Heute machen es die sehr hohen Fluggeschwindigkeiten der Raketen und Flugzeuge erforderlich, die Truppen buchstäblich in wenigen Minuten in volle Gefechtsbereitschaft zu versetzen. Nur unter diesen Bedingungen kann man damit rechnen, überraschende Schläge eines Aggressors wirksam abwehren oder vereiteln und die Gefechtsaufgaben erfolgreich erfüllen zu können." Dies zu verstehen und das eigene Handeln dementsprechend einzurichten, ist nach (durchaus richtiger) Meinung des Offiziersschülers Eberhard

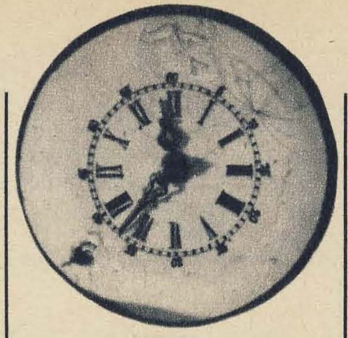


Schulz (22) „ein ideologisches Problem". Stabsmatrose Jens Kuhlke (20) schließt sich dem an: „Jeder muß wissen, wofür er Soldat ist. Er muß sich den vom IX. Parteitag der SED formulierten militärischen Klassenauftrag zu eigen machen. Erst dann wird er vollauf fähig sein, alle Aufgaben zu erfüllen, die irgendwo und irgendwie immer auf die qualitativ gute Normerfüllung hinauslaufen." In diesem Sinne finden es die Unteroffiziere Dieter Friedemann (21) und Klaus Prasse (20) „logisch, wenn man nach der Zeit rennt". Hast und Hektik sind damit nicht gemeint. Eher eine gut durchorganisierte Geschwindigkeit – so etwa wie es die FDJler einer

Einheit des „Thomas-Müntzer-Truppenteils" gemacht haben. Ihr Ziel: Fünf Minuten schneller wollten sie werden, wenn die Alarmhupe als Weckerersatz in Funktion tritt. Gefragt waren die Gedanken und Vorschläge aller. Und es gab deren eine Fülle. Gefreiter Maier meinte, daß „schon Sekunden gewonnen werden, wenn der UvD sich im wahrsten Sinne des Wortes zum Alarmregisseur der Kompanie aufschwingt, den Waffenempfang pünktlich und vorschriftsmäßig organisiert, laute und deutliche Kommandos gibt". Unteroffizier Heidler verwies darauf: „Aber auch jeder Soldat wappnet sich für den Gefechtsalarm, macht vor der Nachtruhe das Alarmkoppel fertig und überprüft nochmals seine Ausrüstung." Gefreiter Rohrberg regte an, daß im Alarmfall „ein dritter Mann dem SPW-Fahrer und Richtschützen zur Hand geht, um die Kampftechnik schnellstens gefechts- und abmarschbereit zu machen". Viele solcher

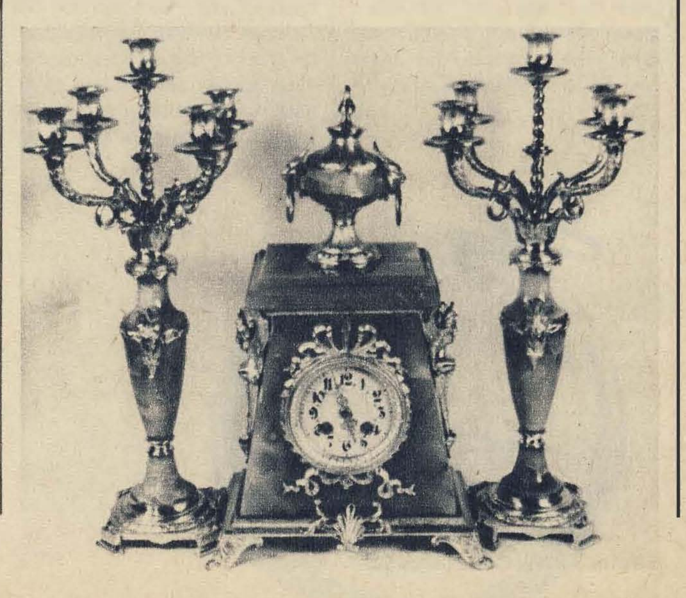


Vorschläge kamen zusammen – und im Ergebnis ihrer Verwirklichung ein spürbarer Zuwachs an Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft.
Das Große entsteht aus dem Kleinen. Aus Zehntelsekundengewinnen werden Sekunden,

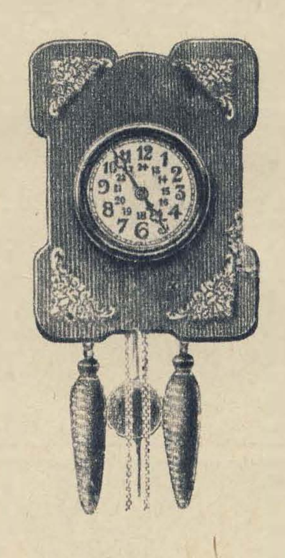


# Was hat die Uhr geschlagen?

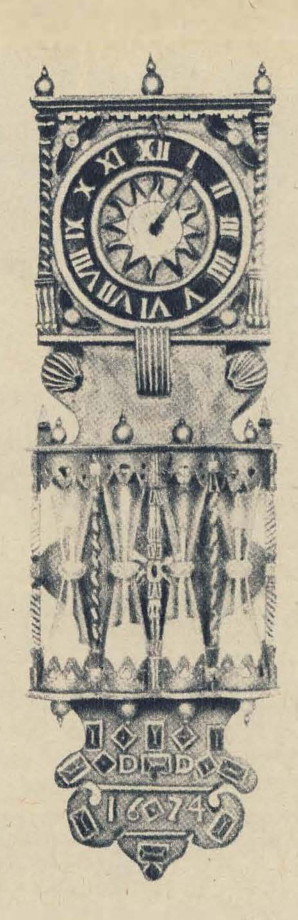
Minuten. Und wenn man an seine militärischen Aufgaben mit kühlem Kopf und heißem Herzen herangeht, wird auch das Schwere leichter – beispielsweise „die eigene Bequemlichkeit zu bekämpfen", wie Soldat Uwe Hey (20) es nennt. Damit könnte ein anderer Genosse angesprochen sein, Soldat Bernd Claussen (19). Fragt er doch: „Warum soll gerade ich rennen und Normen unterbieten? Reicht es nicht, wenn ich sie gerade so erfülle?" Ähnliches verkündet Gefreiter Christof Hakenbeck (20): „Die Armee wird ja wohl nicht gleich zusammenbrechen, wenn ich nicht alles schaffe!" Die Armee als Ganzes nicht, aber im kleineren Kampfkollektiv kann es schon böse ausgehen, wenn auch nur einer nicht auf der Höhe unserer Zeit und ihrer Ansprüche ist. Und: Eine Kette ist immer nur so stark, wie ihre einzelnen Glieder es sind.
Jede Zeitverkürzung beim Herstellen einer Stufe der Gefechtsbereitschaft oder bei der militärischen Normerfüllung schafft Friedenszeit. Ist das nicht eine ehrenvolle Verantwortung, die wir als Uniformierte damit übernehmen?
„Die Zeit", so erklärte Admiral Waldemar Verner, „ist eine objektive Größe, die uns im gleichen Maße wie dem Gegner zur Verfügung steht. Wesentlich ist also, wer die Zeit am effektivsten zu nutzen vermag."
Zeitgewinn oder Zeitverluste lassen sich sehr oft auch ohne Zeitanzeiger (Uhr) oder Zeitmesser (Stoppuhr) erkennen.
Da ärgert sich Gefreiter Hans-Joachim Zier (20) schier kaputt, wenn er für die zwei Stunden Taktik allein einen An- und Abmarsch von 30 Minuten benötigt. Sein Vorschlag: „Alle taktischen Aufgaben sollten an einem Tag hintereinander im Gelände stattfinden, andere dagegen an einem Tag in der Kaserne. Diese zerrissene Ausbildung schafft Mißmut." Ähnliches berichtet Gefreiter Friedmar Gutmann (27). Er erlebte, wie einige Un-



teroffiziere während der Komplexausbildung an verschiedenen Stationen verlegen auf die Uhr schielten, weil sie nicht mehr wußten, was sie den Soldaten erzählen sollten. Der Lehrstoff war erfüllt und die Gruppe stand nutzlos herum. Und auch Gefreiter Leonhard Gimpel (20) braucht keine Uhr, um nach Effektivität in der Ausbildung zu suchen. Er ist sauer, daß in der Spezialausbildung der Richtlenkschützen fast immer nur die Hauptteile und die taktisch-technischen Angaben gepaukt werden. Das hätten sie aber schon am Anfang ihrer Ausbildung „gefressen". „Wir brauchen reale Praxis. Zum Beispiel wie man eine Ladehemmung beseitigt oder wie die Sicherungen im Schaltkasten ausgewechselt

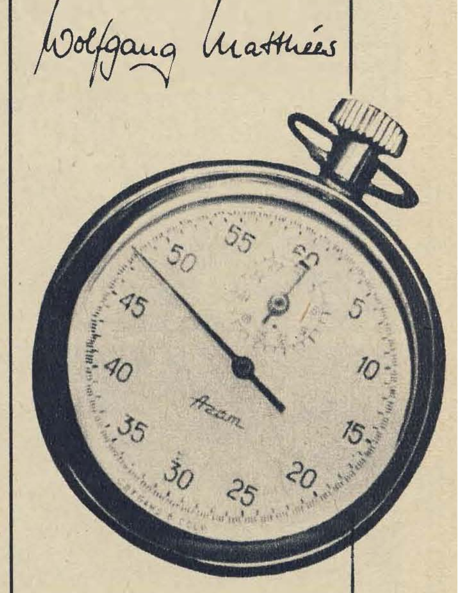


werden." Der sorgsame Umgang mit der Zeit ist ein Gebot der Stunde. „Eine Menge davon könnte auch gespart werden", überlegt Gefreiter Konrad Schröder (24), „wenn manche Vorgesetzte noch besser planen würden, der Weg der Informationsübermittlung nicht so lang wäre und jeder das machte, was er soll, und nicht das, was er will."
Ach, du liebe Zeit! riefen schon erschrocken unsere Väter und



Urgroßväter, wenn etwas Unangenehmes in der Luft lag. Und Alexander Bek sagt in seiner „Wolokolamsker Chaussee" sinngemäß folgendes zur Zeit: Sie ist das Längste und das Kürzeste; das Schnellste und das Langsamste auf der Welt. Sie wird am meisten vergeudet und am meisten beklagt.
Doch klagen hilft nicht. Kritik an vergeudeter, nicht rationell ausgenutzter Zeit und an denen, die dafür verantwortlich sind, schon eher. Darüber weiß Unteroffizier Holger Mergvitz (21) ein Lied zu singen: „Mit meiner Ausbildungsvorbereitung habe ich es oft nicht so genau genommen. Bei einer Kontrolle klingelte es. Und ich wußte gleich, was die Stunde geschlagen hat. ‚Nacharbeiten, noch einmal durchdenken – mit mehr Verantwortungsbewußtsein, bitte, Genosse!' hieß es dann. Mein Kumpel durfte ohne mich lostraben zur Diskothek, zu den duften Käthen und Greten ins Nachbardorf. Ich aber saß und mußte arbeiten – in der Freizeit."
Gut fährt man wohl, wenn man nach Goetheschem Ratschlag lebt: „Man hat immer genug Zeit, wenn man sie gut nützt." Diesem Gedanken folgend, sollte man sich öfter fragen, was die Uhr geschlagen hat, damit man nicht zurückbleibt oder Wichtiges verschläft. Wir sollten uns also bemühen, nicht unter unserer Zeit zu bleiben. Es ist unsere Zeit, vielversprechend und kostbar. Gut aufgeteilt wird sie heute schon durch kräftige Zugfedern und Unruhen – durch junge und erfahrene Kommunisten. Beweis ist das Programm der SED, auf dem IX. Parteitag beschlossen. Es sagt uns täglich, daß unsere Uhren richtig gehen.
Ihr Major

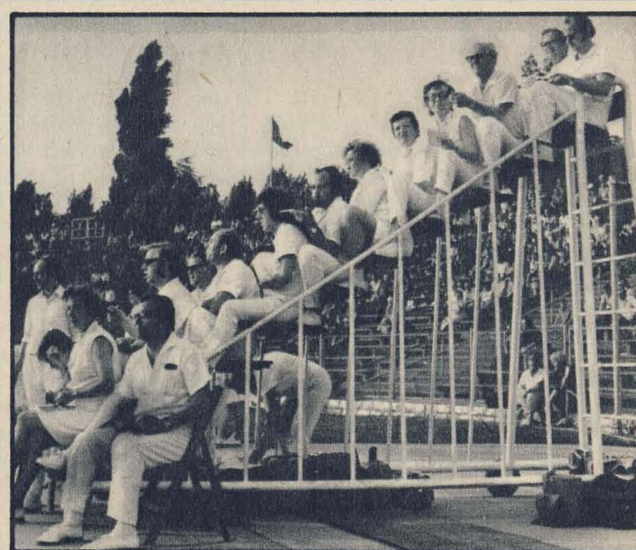
Wolfgang Matthées



*Rastlos und ohne auf die Uhr zu schauen, arbeiteten an dieser Umfrage mit: Gefreiter Bernd Kaufholz, Unteroffizier d. R. Wolfgang Lehmann, Unterfeldwebel Michael Helbig und Major Heiner Schürer.*



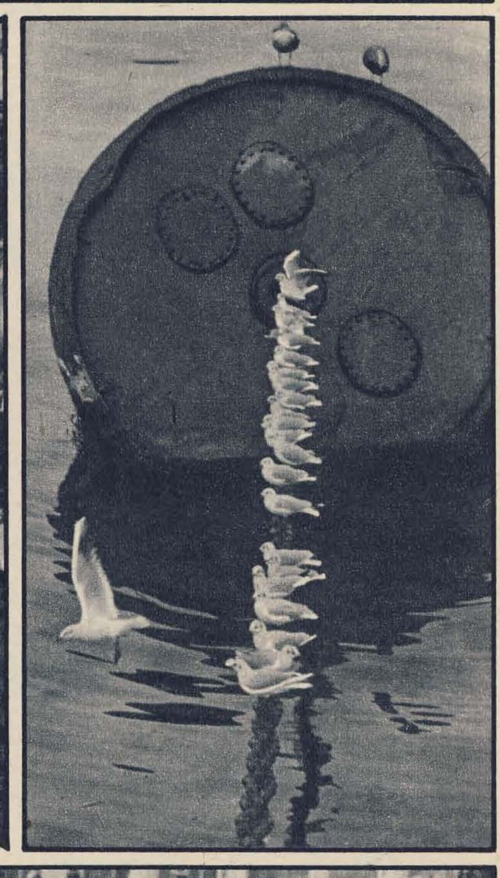




# In Reih und Glied







# Gepfiffenes

„Nein, also, das ist doch wirklich..." Der Friedel Alois war arg geschockt, als er davon gehört hat. Einer von seinen Leuten hatte gepfiffen. Während der Arbeitszeit. Man muß sich das einmal vorstellen – im Bundesministerium der Verteidigung gepfiffen! Das schlägt doch dem Faß die Krone ins Gesicht und dem Herrn Oberst im Generalstab glatt auf die Galle, die christlich-sozial soldatische. „Fräulein, zum Diktat, bittschön!"
Der Herr Oberst i. G. stellt derweil so vor sich hin fest:
Man ist ja, weiß Gott, kein Musikmuffel nicht. Die Herren die Nationalhymne der Bolschewiken gewesen ist. Seinerzeit, als wir in Rußland einmarschiert sind. Und selbige, wo heutzutage alleweil im Ostblock überall gesungen wird, pfeift dieser Mensch, hier, im Ministerium...
„Alsdann, schreiben S'... ersuche ich Sie hiermit, das laute Pfeifen der Internationale künftig zu unterlassen, ansonsten..."
Der Herr Oberst i. G. wird von Befürchtungen befallen:
Den Herrn Oberst i. G. läßt der Fall keine Ruhe. Ein paar Tage drauf:
Was sagen S' da, Oberstleutnant, der Hansen hat es schon wieder gepfiffen? Er habe sich halt nix dabei gedacht, hat er gesagt, und es wär' ja eine so schmissige Melodie. Jawohl, lieber Beelke, jawohl, ja, da haben Sie gänzlich recht, haben Sie da. Das ist Kommunismus. Eine Beleidigung für die Bundeswehr!
Der Herr Oberst i. G. läßt sich nun den Mann sofort persönlich schicken und beginnt auch zu pfeifen, nämlich an:
„Alsdann, hören S', Hansen, wann Sie absolut der Meinung



Kameraden kennen einen da als Freund der italienischen Oper. Und auch die Führung läßt gern die Klänge klingen. Fast so viel, wie eines von den neuen MRCA-Kampfflugzeugen kostet, zahlt's jedes Jahr für den Einsatz von Pauken und Trompeten. Zur „Imagewerbung für die Bundeswehr im allgemeinen, Nachwuchswerbung im besonderen", wie man halt so sagt.
Der Herr Oberst i. G. empört sich in rechte Rage:
Wenn der Depp, der damische zivile, da wenigstens auch was ordentliches gepfiffen hätte. Den Egerländer-Marsch oder das schöne Lied von den alten Kameraden, zum Beispiel. Aber dergleichen kommt ihm ja nix über die Lippen. Sondern was? Die Internationale!
Jawohl, eben dieselbige, was die alten Sozialdemokraten aufgebracht haben. Was dann sogar

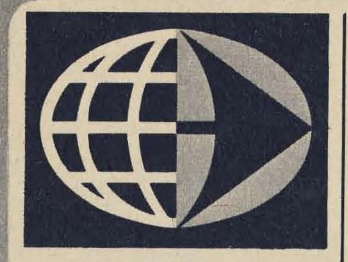
Wenn davon nur nix an die Öffentlichkeit dringt. Sonst möchten am Ende gleich wieder einige sagen, es wär' halt auch gar kein Wunder nicht, bei dem Minister, einem Sozialdemokratischen. Wo der Herr Leber nun bei Gott doch wirklich gar nicht so ist.
„Nehmen S' mir aber ja so einen Briefbogen mit dem Aufdruck ‚Vertraulich – streng geheim'!"
Wie hat doch der Mann geheißen? Hansen, Folker. Naja, schon das ist ja auch so ein Name, so ein saupreußischer. Und ein Doktor ist er obendrein?
„Da schicken S' halt gleich noch eine Kopie an die Personalabteilung!"

sind, daß Sie alle Lieder pfeifen können, die Sie wollen, kann ich nicht mehr mit Ihnen zusammenarbeiten. Ich werde Ihre Entlassung beantragen!"
Der Herr Oberst i. G. läßt wegtreten und regt sich weiter auf:
Ja, das ist ja, ist das. Der will seit achtzehn Jahren ein Christlich-Demokratischer und kein Kommunist nicht sein? Und ob er einer ist! Ein eingeschlichener ist er! Man soll's nicht glauben, soll man so etwas. Möcht' die Internationale pfeifen, wann er will. Nur, weil's eine schmissige Melodie haben soll. Wo doch die allerschmissigsten wir gehabt haben, seinerzeit, jawohl...

K. Heime

*(Nach einer Veröffentlichung in der BRD-Illustrierten „Stern")*

Illustration: Wolfgang Würfel



# IN EINEM SATZ

**Zur Bildung** von Milizen für die Verteidigung der nationalen Industrie rief Guayanas Premierminister die Arbeiter des Landes auf, nachdem sich die imperialistischen Einmischungsversuche mehren.

**Auf 20%** vom Gesamthaushalt sollen die französischen Militärausgaben in den Jahren 1980 bis 1982 steigen.

**Präsident Ford** hat ein Gesetz unterzeichnet, das ihn auch ohne vorherige Erklärung des Notstandes und ohne Zustimmung des USA-Kongresses zur Einberufung von 50000 Reservisten ermächtigt.

**Ägyptische Gardesoldaten** erklärten auf Befragen, daß sie die in weiße Gewänder gehüllten Diebe, welche in ein von ihnen bewachtes Grabmal eingedrungen waren, für „Engel" gehalten hätten.

**Auf 10000 Mann** sollen die gegenwärtig mit 95 Kampfflugzeugen britischer und amerikanischer Produktion ausgerüsteten saudiarabischen Luftstreitkräfte erhöht werden.

**2,5 Mrd. Dollar** betragen die Rüstungsausgaben Australiens im laufenden Haushaltsjahr, was einem Zuwachs von 5% entspricht.

**Mit Flugblättern** und Lautsprechern will eine japanische Expedition zur Insel Vella Lavella fliegen, um den dort im Urwald lebenden japanischen Soldaten des zweiten Weltkrieges das Ende des Krieges mitzuteilen und sie zur Rückkehr in die Heimat zu bewegen.

**18000 Offiziere** aus 69 Staaten werden in diesem Jahr an US-amerikanischen Militärschulen und Akademien ausgebildet.

**Spaniens** Streitkräfte verfügen über ein ausgebildetes Reservistenpotential von 500000 Mann.

**Ein Soldat,** so hat die kanadische Militärbürokratie verfügt, müsse sich auch bei Ohnmachtsanfällen während Paraden stets unter Kontrolle haben und „zu diesem Zweck seinen Körper um etwa 45 Grad drehen, in Hockstellung gehen, nach links niederrollen und dabei die Kontrolle über seine Waffe behalten, um Verletzungen zu vermeiden und Beschädigungen seiner Waffe auf ein Mindestmaß zu beschränken".

**13 NATO-Führungsstäbe** haben ihren Sitz in Großbritannien, davon je vier in Plymouth und Rosyth und drei in Northwood.

**Neuerdings** gehören zu den 1320 Kadetten der US-amerikanischen Marineakademie auch 80 Frauen.

**Personalstärken einiger Armeen nichtsozialistischer Staaten**

| Staat | Stärke der Streitkräfte | | | |
|---|---|---|---|---|
| | Land | Luft | See | Gesamt |
| Afghanistan | 80000 | 8000 | — | 88000 |
| Argentinien | 83500 | 17000 | 33000 | 133500 |
| Äthiopien | 41000 | 2300 | 1500 | 44800 |
| Australien | 31300 | 21600 | 16200 | 69100 |
| Belgien | 63000 | 20000 | 4000 | 87000 |
| BRD | 345000 | 111000 | 39000 | 495000 |
| Dänemark | 22000 | 7000 | 6000 | 35000 |
| Frankreich | 332000 | 102000 | 69000 | 503000 |
| Ghana | 13000 | 1300 | 1200 | 15500 |
| Griechenland | 121000 | 23000 | 18000 | 162000 |
| Großbritannien | 175000 | 94000 | 76000 | 345000 |
| Guatemala | 10000 | 1000 | 200 | 11200 |
| Indonesien | 200000 | 28000 | 38000 | 266000 |
| Italien | 306000 | 70000 | 45000 | 421000 |
| Iran | 175000 | 60000 | 15000 | 250000 |
| Israel | 135000 | 16000 | 5000 | 156000 |
| Japan | 155000 | 42000 | 39000 | 236000 |
| Jordanien | 75000 | 5000 | 250 | 80250 |
| Kanada | 28000 | 35000 | 14000 | 77000 |
| Kenia | 6500 | 700 | 300 | 7500 |
| Kolumbien | 50000 | 6000 | 7200 | 63200 |
| Libanon | 14000 | 1000 | 300 | 15300 |
| Liberia | 5000 | — | 200 | 5200 |
| Luxemburg | 550 | — | — | 550 |
| Marokko | 55000 | 4000 | 2000 | 61000 |
| Neuseeland | 5500 | 700 | 300 | 6500 |
| Niederlande | 75000 | 19000 | 19000 | 113000 |
| Nigeria | 200000 | 5000 | 3000 | 208000 |
| Norwegen | 18000 | 9000 | 8000 | 35000 |
| Österreich | 34000 | 4000 | — | 38000 |
| Pakistan | 365000 | 17000 | 10000 | 392000 |
| Philippinen | 39000 | 14000 | 14000 | 67000 |
| Portugal | 179000 | 18000 | 20000 | 217000 |
| Saudi-Arabien | 40000 | 5500 | 1500 | 47000 |
| Schweden | 47000 | 12000 | 11000 | 70000 |
| Schweiz | 34000 | 9000 | — | 43000 |
| Senegal | 5500 | 200 | 200 | 5900 |
| Singapur | 25000 | 3000 | 2000 | 30000 |
| Spanien | 221000 | 35700 | 46600 | 303300 |
| Südafrika | 38000 | 8500 | 4000 | 50500 |
| Südkorea | 560000 | 25000 | 40000 | 625000 |
| Südrhodesien | 4500 | 1200 | — | 5700 |
| Taiwan | 340000 | 82000 | 72000 | 494000 |
| Thailand | 135000 | 42000 | 27000 | 204000 |
| Tunesien | 20000 | 2000 | 2000 | 24000 |
| Türkei | 365000 | 48000 | 40000 | 453000 |
| Uruguay | 16000 | 2000 | 3000 | 21000 |
| USA | 785000 | 612000 | 733000 | 2130000 |
| Zaire | 40000 | 3000 | 400 | 43400 |



# Der schönste

In sieben Tagen aßen die mot. Schützen des Bataillons Silber und ich als Gast an die fünf mittlere Schweine, etwas mehr als ein Viertel Rind und mit der dazugehörigen Kaltverpflegung 133 kg Butter.
Jetzt plagt mich Reue, meine Hose will nicht mehr passen. Mehr möchte ich zur Güte des Essens nicht sagen. Objektiv wollte ich bleiben. Der Geschmack ist ja verschieden, und so schickte ich meinen fleißigen Kraftfahrer, den Soldaten Hasse, mit Papier und Bleistift unter die „Massen".
Doch davon später.
Im Wald, rechts von einer Schneise, unter Tarnnetzen die Gulaschkanonen, links die Fahrzeuge. Ich sage bewußt Gulaschkanone, denn der verführerische Duft schmorenden Fleisches, daß sich zu Gulasch formierte, strapazierte meine Geschmacksnerven. Selbiger Umstand ließ mich auch immerzu, während mir Unteroffizier Mendel die Lage gab, zum Kessel schielen.

---

*Übrigens: Tomatenmark für Gulasch nicht pur in die Fleischmasse schütten. Es schmeckt sonst alles bitter. Man soll es vorher mit Sonja bis zur Kakaobräune anbraten.*

---

Ja, richtig gelesen. Unteroffizier Mendel handelte entsprechend der militärischen Lage, in der sich sein Bataillon befand. Es hatte eine Stufe der Gefechtsbereitschaft eingenommen und war in den Ausgangsraum für einen Angriff verlegt worden. Bis zum Tage des Angriffs sollten Gefechtselemente in einem dem künftigen Angriffsstreifen ähnlichen Geländeabschnitt trainiert werden. Die Bataillonsverpflegungsgruppe des Unteroffiziers



# Platz ist an der Küche

hatte die Versorgung mit Essen, Trinken und Waschwasser in den Pausen sicherzustellen.
Die Pausen waren festgelegt. Verpflegt werden sollte in den Morgen- und Abendstunden (04.00 Uhr und 20.00–22.00 Uhr). Frühstück und Abendbrot waren für diesen Tag schon am Mann. Das warme Mittagessen (!) war für 20.00 Uhr angeordnet.
Warum nur, so fragte ich Genossen Mendel, koche er da jetzt schon – gegen 13.00 Uhr. Er wolle rechtzeitig fertig sein, Hast sei nichts für gutes Essen. Außerdem bleibe bei den doppelwandigen Kesseln alles warm. Das leuchtete mir ein. Stunden später, es war gegen 16.00 Uhr, hätte ich Genossen Mendel übernatürliche Kräfte zugesprochen.
Auf dem Kolonnenweg, der unser Waldstück nach Norden durchquerte, näherten sich schon die Kompanien des Bataillons.
Die Truppe wurde verpflegt. Mit Makkaroni und Gulasch, in 20 Minuten der gesamte Personalbestand. Alle hatten sie zugefaßt, die Köche, die Kraftfahrer, dazwischen der Unteroffizier: „. . . wir haben Zeit und bleiben ruhig!" Sie hatten aber wirklich keine Zeit, die mot. Schützen mußten ja wieder weiter, aber die Köche blieben ruhig. Es war wohl weniger Mendels Zauberspruch, als seine umsichtige Organisation. Wie aufgekratzt er war, als seine Kostgänger in kleinen Gruppen im Wald hockten und zufrieden aus ihren Kochgeschirren löffelten, ist kaum zu beschreiben. Und ich glaube auch, der Anblick der zufriedenen Soldaten wirkte mehr auf ihn als das Lob der Regimentsführung. In der Tagesauswertung vermerkte sie, das Bataillon Silber habe als einziges an diesem Tage warm verpflegt. Immerhin waren die Frühlingstage kalt und die Nächte frostig.
Unteroffizier Mendel belobigte am nächsten Morgen seine gesamte Gruppe. Ich hingegen machte mir Sorgen. Was gibt es abends? Werden sich alle etwas aufgehoben haben zum Abendbrot?
Unteroffizier Mendel beruhigte mich mit dem Versprechen, er werde zusätzlich Komplekte kochen. Nun sagen dem Wissenden Komplekte alles. Der Unwissende möge sie, wenn er den Koch nicht kennt, meiden; es sind – soweit es sich um warme Gerichte handelt – meist kochfertige Suppen, aus immer wieder gleichen Tüten.
Ich kannte ja die Köche schon ein wenig, aß ihre Suppe, holte mir Nachschlag und erfuhr, man hatte vom gestrigen Kaßler die Knochen abgetrennt, aus ihnen eine Brühe gekocht und dahinein den Inhalt der Tüten gegeben. Genosse Mendel behauptete, daß sogar schon eine Zwiebel bei manchen dieser Suppen den „Tütengeschmack" verdrängen könne.
Apropos Köche. Ich hatte Zeit. Da auch den zweiten Tag trainiert wurde und an der Küche alles eingespielt war, hatte ich Zeit, mich mit ihnen näher bekannt zu machen. Flügelmann der Köche war Gefreiter Vik, groß und stattlich, Konditor aus dem VEB Lebensmittelwerk Erfurt. „Er kocht in die Thüringer Richtung!" So sein Unteroffizier über ihn. „Die Linsen muß Vik abschmecken, da traut sich der Unteroffizier nicht ran!" hörte ich von anderen.

---

*Übrigens: Linsen nach Vik – Speck ausbraten, Mehl zu einer Schwitze unterziehen. Den weichen Linsen zugeben. Rühren und kochen lassen. Blutwurst zugeben (nicht zu wenig). Mit Majoran, Zucker und Essig (das Verhältnis stimmt bei $^1/_4$ l Essig zu 400 g Zucker) abschmecken.*

---

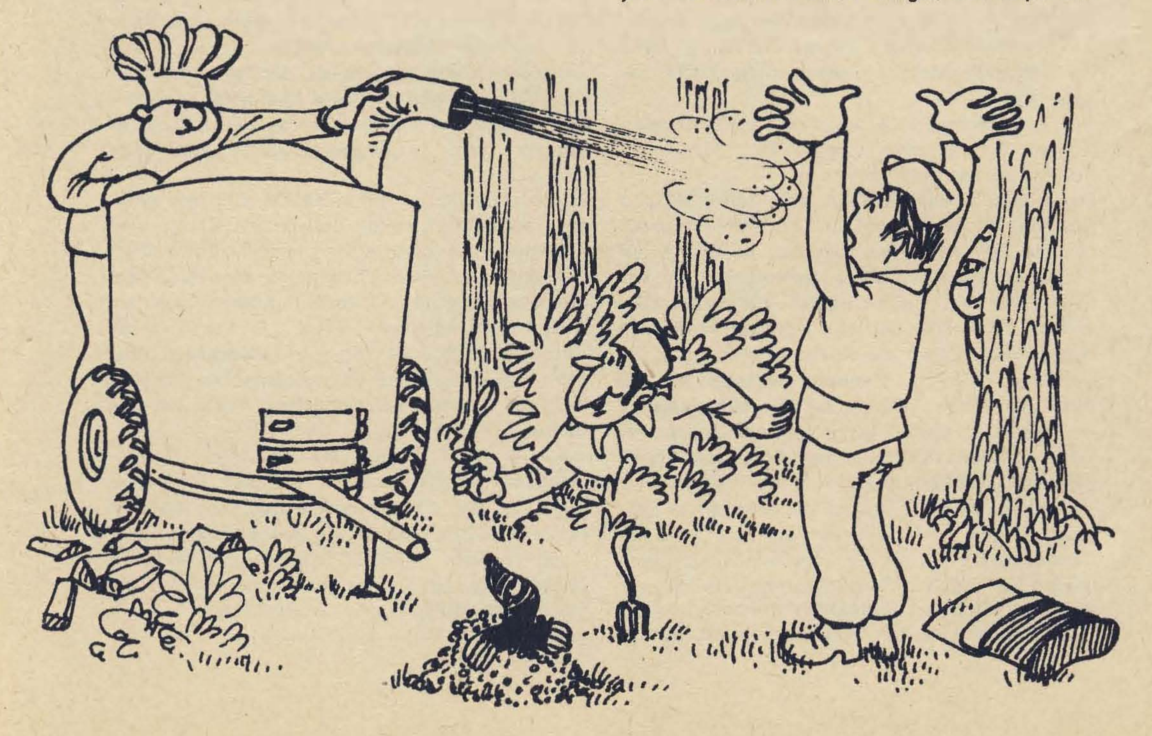
Eben an diesen süßsauren Geschmack wollte der Unteroffizier nicht ran, warum auch? „Genosse Vik bringt gutes Rotkraut, den Soßen kann er Farbe geben und er hat das Augenmaß, auf das ich mich verlassen kann!" so Genosse Mendel. Vom Gefreiten lernten die jungen Köche. Er zeigte es ihnen. Ließ sie dann allein arbeiten. Schmeckte aber nochmals heimlich nach. Streng pochte er auf vier Regeln: Sauberkeit an der Feldküche; saubere Wäsche am Mann und saubere Kessel; daß nicht zuviel gesalzen wird; daß reichlich und nie zu wenig gekocht wird.
Ich konnte es mir in diesem Zusammenhang nicht verkneifen, nach dem Eimer zu fragen, der mit Wasser immer dann in Aktion tritt, wenn mehr Hungrige nahen. Und prompt wurde mir Bescheid gegeben. Ja, auch sie würden nach dieser Methode arbeiten. Ich war platt. „Wir haben immer", so Gefreiter Vik, „einen Kessel mehr unter Feuer. So hatten wir auch im Taktikgelände, als zusätzlich 70 Panzerleute bei uns essen sollten, kochendes Wasser bereit. Reserven hatten wir an Zutaten mit. Die Panzerbesatzungen aßen zur gleichen Zeit mit uns und wurden satt. War doch selbstverständlich, im Gefecht brauchen unsere mot. Schützen die Panzer doch auch."
Was da so selbstverständlich ist, sind immer 15 Milchkannen voll Wasser, die dann jede einen halben Zentner wiegt und in eine Höhe von 1,60 m zu heben ist. Der zusätzliche Kessel ist für die Köche eine Anstrengung, wie sie etwa ein Ladekanonier bei laufendem Feuer an einer Haubitze zu bringen hat.
Im Stabszelt trafen die ersten Vorbefehle ein. Die Vorbereitungen zum Angriff liefen. Die Ruhe war vorbei. Ruhe, war es denn eine für die Köche und Kraftfahrer gewesen? Um 01.00 Uhr standen sie schon an den Feldküchen. Suppe (eine gute Puddingsuppe braucht schon ihre Zeit) und Tee

---

*Übrigens: Kraftfahrer, solltet ihr eine mit Puddingsuppe gefüllte Feldküche fahren, schleudert die Küche nicht. Puddingsuppen setzen sich ab.*

---

kochen, dazu sind eben Kannen voll Wasser zu schleppen und zu heben. Es versteht sich von selbst, militärische Lage und die Örtlichkeit (im Ausgangsraum zu einem Angriff) verbieten eine großartige Beleuchtung. Abgeblendete Taschenlampen waren die einzigen Orientierungshilfen, und trotzdem war ein „sauberes Essen" zu kochen. Dazu mußte die Portionierung der Kaltverpflegung vorbereitet werden. „Wir könnten Butter, Wurst, Fisch und Käse in die Kompanien geben. Sollen sie doch selber teilen. Wir machen uns aber diese Arbeit, denn auf dem SPW ist das, wenn nicht unmöglich, so aber doch unhygienisch!" meinte Gefreiter Vik.
Nach der Ausgabe sind die Genossen nicht etwa schlafen gegangen. Wieder reinigten sie die Kessel, schnitten sie Wurst und nahmen Zuführungen an Produkten vom Truppenteil entgegen.
Schlafend habe ich sie erst am Vormittag für ein paar Stunden angetroffen. Gegen 13.00 Uhr, „Hast ist nichts für gutes Essen", liefen die Vorbereitungen für das Abendmenü. Nach 22.00 Uhr – wieder Kessel reinigen, dann sich selber waschen. Auch im Feld achtete Unteroffizier Mendel darauf, daß sich jeder von oben bis unten reinigte, Oberkörper und

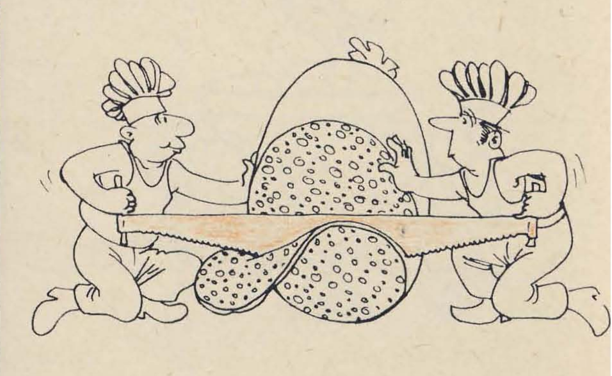


auch Füße. Und natürlich mußten sie frisch rasiert sein.
Auch an diesem Abend legten sich die Genossen nicht erst hin, denn um 03.00 Uhr war zu verpflegen.
In den kommenden Morgenstunden hatte das Bataillon Silber am Angriff des Regiments teilzunehmen. Nach dessen Erfolg war ein Marsch in einen anderen Raum vorgesehen, den das Bataillon als Vorausabteilung zu sichern hatte. Die Mittagsverpflegung war generell für den Abend vorgesehen. Während die anderen dafür Zeit haben würden, war dies für das Bataillon Silber nicht anzunehmen. Vorausabteilung hieß, als erste zu marschieren und gleich, ohne Zwischenkonzentrierung, vom Gefechtsfeld auf die Marschstraße zu gehen.
Deshalb sollte die Versorgungsgruppe mit den Rückwärtigen Diensten des Regiments verlegen und marschieren. Trotzdem, für Unteroffizier Mendel gab es nur einen Entschluß: Ich verpflege meine Genossen mit warmem Essen noch vor dem Marsch.
03.00 Uhr. Verschlafen, aber doch schon wieder mit Appetit, konnten die mot. Schützen nach den Kochgeschirren greifen. Der heiße Tee vollbrachte Wunder. Trotz der klammen Uniform, es durchströmte die Genossen ein wohlig-warmes Gefühl. Kaum, daß die letzte Kelle verteilt war, reinigten die Köche und Kraftfahrer die Küchen, füllten Wasser auf und legten alles bereit für eine kräftige Grüne-Bohnen-Suppe. Des Unteroffiziers Entschluß, den auch der Kommandeur billigte, war nur zu erfüllen, wenn irgendwo Zeit blieb, schnell zu kochen. Dafür mußte dann aber alles vorbereitet sein.
Der Morgen graute, als befohlen wurde, das Marschband zusammenzustellen. Mendels Truppe war gerade mit der Küchenarbeit fertig, geschlafen hatte sie nicht.
Längs der Schneise standen die Fahrzeuge. Die Rückwärtigen Dienste konnten aber erst marschieren, wenn der Angriff im Laufen war. Ich sah es den Köchen an, ihretwegen hätte er nur recht langsam laufen sollen. Schließlich war das nun ihre Zeit. Ein Nickerchen bringt auch den Müdesten wieder auf die Beine. Wer wollte es ihnen verübeln. Gegen Vormittag wurde die Kolonne vorgezogen. Erst ruckte ihr LO, dann stotterte er sich noch ein Stück weiter, fiel aber dann doch von der Kolonne ab. Soldat Hochmuth wagte nicht daran zu denken – Zündungsschaden?
Werkstatthilfe war jetzt nicht zu bekommen. Also selber ran. Seine einzige Stütze: Gefreiter Kitze, Koch – Berufskoch aus dem „HO-Treff" in Halle-Neustadt. Von Motoren keine Ahnung, aber er half. Er reichte zu, hielt gegen, gab Gas, wenn Hochmuth die Kerzen kontrollierte. Beide brachten sie den LO flott, und erreichten pünktlich wieder die Kolonne. Kraftfahrer oder Koch – manchmal fiel es mir schwer, sie auseinanderzuhalten.
„Suppe haben wir schon mal allein gekocht!" Soldat Breitenbach, Fahrer der Feldküche 1 und des Unteroffiziers, sagte dies nicht ohne Stolz. Soldat Hochmuth versicherte aber gleich: „Beschwert hat sich keiner!" Und Zwiebelschneiden, meinten beide, sei nicht die schlechteste Arbeit. Ein unerwarteter Defekt am Kfz, wenn es schnell

*Gefreiter Vik beim Portionenschneiden und Abschmecken. Unteroffizier Mendel kann sich da ganz auf seinen Koch und dessen Thüringer Zunge verlassen.*







gehen muß, treibe einem eher die Tränen in die Augen. Vor Wut. Sie müssen sich einfach gegenseitig helfen. Wollten die Köche alles selber tun – Heizen, Wasser auffüllen, Gemüse putzen, Konserven öffnen (das geht in die Hunderte), Abwaschen, Reinigen –, sie kämen nicht zu ihrer eigentlichen Arbeit. Sie könnten nicht neben der Pfanne stehen bleiben und warten, bis Schwitze, Speck oder Zwiebeln die richtige Farbe haben und eben dann erst schmecken. Oder könnten sie sonst auf der Lauer liegen, bis die Kartoffeln so weit sind? Salzkartoffeln sind es nur, so betonte Genosse Vik, wenn im rechten Augenblick der Dampf abgelassen, das Wasser rausgelassen und sofort der Deckel zum Abdampfen geöffnet wird.
Bedanken sich die Köche mit Leckerbissen bei den Fahrern? Ich konnte solches nicht feststellen, sah eigentlich alle Genossen der Gruppe immer als letzte essen und aus dem gleichen Kessel wie ihre Kostgänger.
Ich glaube, den Genossen Kraftfahrern war mehr daran gelegen, auf dem Marsch einen Kameraden neben sich zu haben, der sie aufmunterte, zupackte und so viel zur Marschsicherheit beitrug.
Immerhin waren Genosse Breitenbach und die anderen in den ersten Tagen der Übung schon 58 Stunden gefahren und hatten nach ihrem vierten Tag erst sechs Stunden „so richtig geschlafen". Und trotzdem sprach Genosse Marbach, z. Z. ältester Fahrer davon: „. . .die Köche haben nichts zu lachen!" Soldat Marbach, Kommunist, Sekretär der FDJ-Organisation des Stabes, fügte hinzu: „Ich bin froh, in diesem Kollektiv zu sein, denn bei uns wird alles beim Namen genannt. Unteroffizier Mendel ist gerecht in der Bewertung der Leistungen des Einzelnen, ich glaube, das spornt an!" Und auch das gefiel mir: Genosse Marbach redete nicht von diesem und jenem Umstand, sondern kam zum Kern der Dinge. Der Soldat müsse und wolle gut essen. Auch wenn er noch so hungrig ist, schmecken ihm ordentlich zubereitete Makkaroni eben besser als gekochter Mehlpamps.



*Übrigens: Bei Makkaroni im gleichen Moment, da das warme Wasser nach unten abläuft, kaltes von oben nachlaufen lassen. Nach dem Abtropfen Speiseöl zugeben, damit die Makkaroni glänzen und leuchten und nicht nach Mehl schmecken.*

Ich hörte, Genosse Marbach habe immer, wenn Makkaroni im Kessel waren und er in der Nähe war, diesen Trick selbst ausgeführt.
Wieder war es Nacht geworden. Zeit hatte sich auch für die Bohnensuppe gefunden. Ihren würzigen Duft roch man weit in die Dunkelheit hinein. Unteroffizier Mendel suchte sein Bataillon zu erreichen. Panzer kreuzten seinen Weg. Sie hielten ihn auf. Als er weiterfahren konnte, rutschten seine LO mit den Küchen mehr von einem Loch ins andere, als daß sie fuhren. Die Panzerketten hatten ganze Arbeit geleistet. Dann stockte seine Fahrt wieder. Ein SPW hatte sich an einer sumpfigen Stelle festgefahren, stand quer, kaum daß noch einer vorbeikam. Es wollten aber viele durch. Das Regiment organisierte seinen Marsch. Teile, beim Angriff in der Gefechtsordnung hinten, mußten

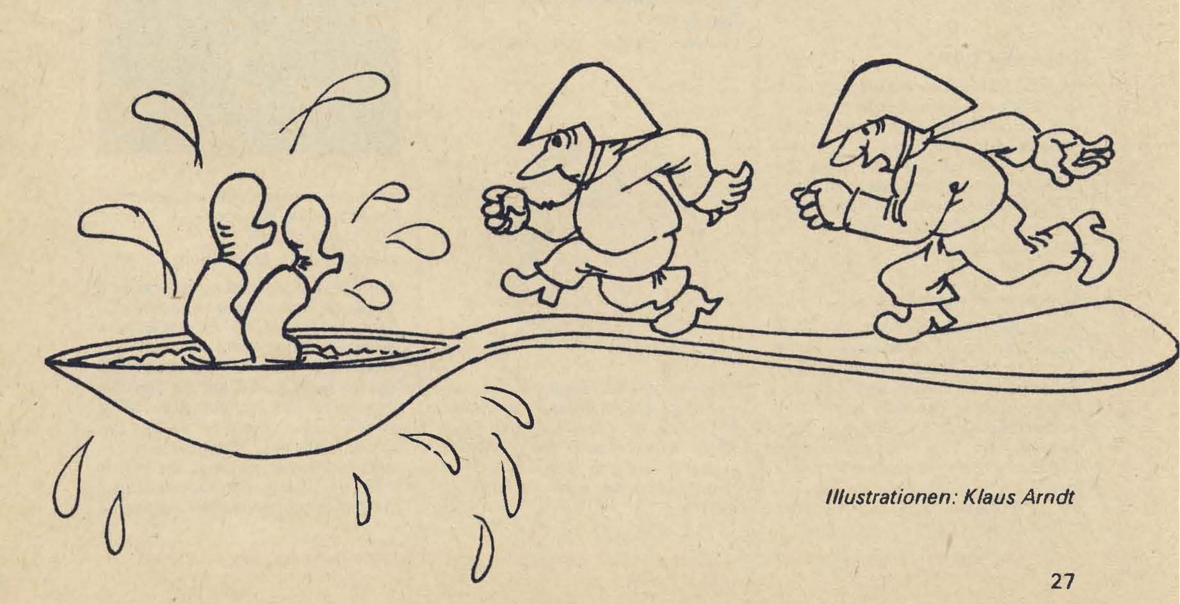
*Schon allein Suppe gekocht hat Kraftfahrer Soldat Breitenbach, hier beim Kesselreinigen. Als Hilfsschlosser dagegen erwies sich der Koch, Gefreiter Kitze.*



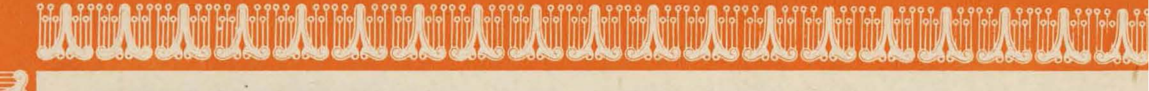


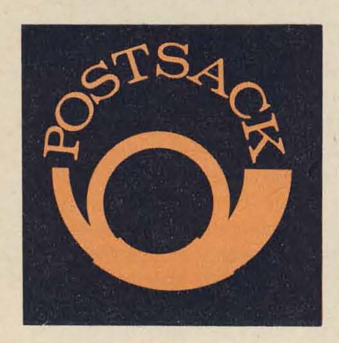
nach vorn, andere sich neu formieren. Haben in solch einer Situation Geschütze oder Feldküchen Vorfahrt?
Unteroffizier Mendel kam jedenfalls durch. In einer Bodensenke entdeckte er SPWs mit der taktischen Nummer des Bataillons. Schemenhaft hoben sich bald die Umrisse einer Kompaniekolonne gegen den klaren Nachthimmel ab.
„. . .wir haben Zeit und bleiben ruhig!" Unwillkürlich erwartete ich Mendels Spruch. Ich hörte ihn nicht, nur das scheppernde Klappern leerer Kochgeschirre. Es verstummte bald, denn volle Geschirre scheppern nicht. Ich tat mich um, die Meinungen zu erfragen. Mein Interview in der Dunkelheit war kurz und wurde drastisch beendet.
„Wie schmeckts?"
Löffelklappern, Prusten, einer schlürfte genüßlich.
„Na, prima!"
„Wohl kalt gewesen?"
Die Löffel klapperten weiter. Aus dem SPW verlangte einer Nachschlag.
„Ja, es wehte ein steifer Wind über den Acker."
Wieder die Stimme aus dem Fahrzeug: „Mensch, quatsch da oben nicht rum, gib mir noch was, ehe ich weiter fahren muß!"
Hatte mir nicht meine Mutter schon eingeschärft, beim Essen solle man nicht reden? Meine Frage war ohnehin beantwortet. Ich störte nicht weiter, schließlich sollte der SPW-Fahrer, der nicht zur Küche gehen konnte, auch satt werden.
Mendels Truppe hatte wieder ihre „Gefechtsaufgabe" erfüllt. Und doch war der Unteroffizier nicht glücklich. Fast ein ganzer Kessel blieb ungeleert. Mochten die Genossen sein Essen nicht? Das Gegenteil war doch der Fall – siehe oben.
Daß später nicht wenige Liter guter Suppe nicht an den Mann kamen, lag am Hauptfeldwebel der 8. MSK, der es nicht vermochte, den Essenempfang für seine Soldaten ordentlich zu organisieren. Mir blieb eine solch schwache Leistung unverständlich.
Bald nach dieser nächtlichen Mahlzeit marschierte das Regiment – und das Bataillon Silber als seine Vorausabteilung. Die Versorgungsgruppe von Unteroffizier Mendel fädelte sich wieder in die Marschkolonne der Rückwärtigen Dienste ein.
Am nächsten Tag trafen wir sie in einem Waldstück vor dem großen Strom, der in der Nacht von den Einheiten zu forcieren war. Wieder standen die Küchen unter „Volldampf". Das gleiche Bild wie an den Tagen zuvor, so, als läge kein anstrengender Marsch hinter ihnen, als hätten die Genossen genügend geschlafen. Alle waren rasiert. Nur in ihren Augen saßen die durchgearbeiteten Nächte. Noch vor Beginn der letzten Übungsaufgabe sollten die Genossen des Bataillons aus den Mendelschen Kesseln eine kräftige Erbsensuppe haben.
Es war unser letzter Tag an den Feldküchen. Soldat Hasse reichte mir seinen Zettel. 72 Genossen hatte er nach ihrem Leibgericht aus eben diesen Kesseln befragt:
23 schwörten auf Makkaroni und Gulasch. 14 lobten die Linsen des Gefreiten Vik. 11 aßen lieber Kaßler mit Kartoffeln und Gemüse. 8 wählten die Grüne-Bohnen-Suppe für sich. 3 entschieden sich jeweils für Erbsen- bzw. Puddingsuppe.
Nun kann man sich weiter über Geschmack streiten. Wesentlich war, keiner der Genossen beschwerte sich nur im geringsten über das Essen. Im Gegenteil: „Das Essen schmeckt hier draußen besser, und man bekommt mehr als in der Kaserne!" sagte uns Gefreiter Krumbein. So gesehen, ist der schönste Platz in der Tat an der Küche.

*Oberstleutnant Ernst Gebauer*



*Illustrationen: Klaus Arndt*






**Unsere Anschrift:**
**Redaktion Armee-Rundschau**
**1055 Berlin, Postfach 46 130**

Illustrationen: Klaus Arndt

**Ganz ausgezeichnet**

. . . gefiel mir der Bericht „Die grüne Akademie des Generals" in AR 5/76. Ich habe den Genossen und Parteitagsdelegierten Generalmajor Bilan selbst im Gespräch mit Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten erlebt. Er hörte sich gern unsere Probleme an und sprach mit uns über die Aufgaben, die der IX. Parteitag der SED stellt.

Gefreiter Uwe Fischer

**Vier Flotten**

Die sowjetischen Seestreitkräfte bestehen, wie ich las, aus vier Flotten. Welche sind das?

Soldat Wolf-Dieter Rudat

*Die Baltische, die Nordmeer-, die Schwarzmeer- und die Pazifikflotte, alle mit dem Rotbannerorden ausgezeichnet.*

**Liebe und Lyrik**

Ich lese Ihre Zeitschrift ständig, und sie gefällt mir auch. Besonders gern lese ich Gedichte von Armeeangehörigen und die Serie „Gerd und Gerda". Sehr schön war auch die Umfrage „Ist es schwer, die Frau eines Offiziers zu sein?" So etwas könnten Sie öfter drucken.

Elke Kuhn, Köthen

**Soldaten von morgen**

. . . suchen Briefwechsel mit Soldaten von heute. Und zwar Frank Niemann aus 2402 Wismar, John-Schehr-Str. 19, mit einem Flugzeugführer; Rainer Sombke aus 7817 Schwarzheide I, Str. des XX. Jahrestages, Bl. 13e, mit einem mot. Schützen; Holm Bielecke aus 402 Halle, Ludwig-Wucher-Str. 65, mit einem Aufklärer oder Pionier; Jens Kersten aus 432 Aschersleben, Bürgerstr. 26, mit einem Offizier der Luftstreitkräfte; Holger Hertzsch aus 7403 Lucka, C.-Zetkin-Str. 29, mit einem Panzeroffizier und Lutz Schulze aus 309 Magdeburg, Otto-Grotewohl-Str. 16, mit einem Militärdolmetscher.

**Dankeschön für Pannenhilfe**

Am 14. Mai hatten wir mit einem blauen Skoda (EB 11-30) auf der Autobahn eine Panne, die wir nicht selbst beheben konnten. Nur durch die freundliche Hilfe des Fahrers eines gelben Skoda (ZM 44-85) war es möglich, den Fehler zu finden und die Panne auszubügeln. Besagter Fahrer hieß Peter mit Vornamen und versieht seinen Dienst in der NVA. Mit diesen Zeilen möchten wir uns bei ihm bedanken.

Kristiane Richter, Beeskow

**Militärattaché**

Erklärt doch mal, was eigentlich ein Militärattaché ist!

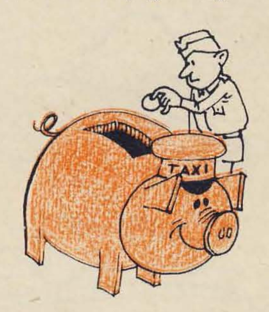
Regina Lask, Cottbus

*Das ist der diplomatische Rang eines Generals oder Offiziers, der als Mitarbeiter (militärischer Sachverständiger) zur diplomatischen Vertretung seines Landes in einem anderen Staat gehört. Als Mitglied des diplomatischen Corps hat er die gleichen Privilegien und Immunitätsrechte wie jeder andere Diplomat.*

**Taxi-Vorschuß?**

Da mir bei meiner Urlaubsfahrt ein Anschlußzug durch die Lappen gegangen war, hatte ich mir für die restliche Strecke von etwa 30 km ein Taxi genommen. Jedoch verlangte der Taxifahrer, daß ich einen Teil der Fahrtkosten vorher bezahle. Darf er das?

Feldwebel Hansjürgen Krug




*Ja. Obwohl der Fahrpreis erst nach Beendigung der Fahrt zu entrichten ist, kann der Taxifahrer bei Fahrtantritt eine angemessene Vorauszahlung fordern. Wird dem nicht entsprochen, kann er die Fahrt ablehnen.*

**Hallo Udo Hinze!**

Udo Hinze zog 1966 von Genthin nach Vacha. Anfang der siebziger Jahre studierte er an der Offiziershochschule der Volksmarine in Stralsund. Leider ist unsere Verbindung abgerissen. Wenn er dies liest, möchte er bitte schreiben an:

Werner Mrasek, 328 Genthin, Lessingstr. 6a

**Zivilgenehmigung**

Wenn mein Freund, er ist Gefreiter, nach Hause auf Urlaub kommt – darf er da Zivil tragen?

Ute Wittkowski, Bautzen

*Das darf er nur, wenn auf seinem Urlaubsschein Zivilgenehmigung erteilt ist.*

**Welche Uniformarten**

. . . gibt es für die Matrosen unserer Volksmarine?

René Beyer, Riesa

*Die Gefechts-, Felddienst-, Arbeits-, Parade-, Ausgangs- und Matrosenuniform (weiß).*

**Raketen auf der Schulter**



Ich habe neulich von sowjetischen Ein-Mann-Fla-Raketen gehört. Gibt's die wirklich?

Jochen Pribyl, Magdeburg

*Wie Sie auf unserem Titelbild und hier noch einmal sehen können – ja. Diese Ein-Mann-Fla-Rakete ist eine leichte reaktive Waffe mit mechanischer Visiereinrichtung. Der Schütze legt sie beim Schuß auf die Schulter und richtet das Ziel durch den Ring der Visiereinrichtung an. Ist das Ziel größer als der Ringdurchmesser, wird die Rakete gestartet; ihr Prinzip kann mit dem einer rückstoßfreien Panzerbüchse verglichen werden.*

**Wenn ich mir das recht überlege,**

. . . dann hat der IX. Parteitag der SED ein ganz gewaltiges, begeisterndes Arbeitsprogramm für die nächsten fünf Jahre und darüber hinaus beschlossen. Ich sehe darin für mich sowohl gute Perspektiven als auch verantwortungsvolle Aufgaben. Deshalb habe ich mir vorgenommen, im sozialistischen Wettbewerb die fünf Soldatenauszeichnungen zu erringen.

Soldat Werner Tietz

**Schreibt das auf, Genossen!**

Immer wieder hört man von den guten Beziehungen unserer Soldaten zum sowjetischen „Regiment nebenan". Dabei gibt es sicher viele schöne und bewegende persönliche Erlebnisse. Wie wäre es, wenn die Soldaten das selbst aufschreiben und die AR es veröffentlichen würde?

Regina Wedell, Berlin

*Große Klasse, was Regina da vorschlägt. Also: Wer macht mit? Schreibt uns, welche persönlichen Begegnungen und Erlebnisse es mit sowjetischen Waffenbrüdern gab und gibt! Jeder fünfte Einsender erhält von uns ein AR-Glas mit Goldrand. Alle veröffentlichten Zuschriften werden honoriert.*

**Was nicht ins Gepäckfach gehört**

Was geschieht, wenn ich mit meinem Gepäck Geld in ein Selbstbedienungsgepäckfach auf dem Bahnhof lege und es irgendwie geklaut wird? In der Stube konnten wir uns nicht einigen, wer dafür verantwortlich ist.

Soldat Steffen Köcher



*Nach der Personenbeförderungsordnung vom 18. 3. 1976 ist es verboten, Geld, Münzen, Kunstgegenstände, Papier mit Geldwert, amtliche Wertzeichen, Schmuck sowie Edelsteine und Edelmetalle den Aufbewahrungsstellen der Verkehrsbetriebe zur Aufbewahrung zu übergeben. Geschieht dies dennoch, ist der Verkehrsbetrieb nicht für Beschädigung, Verlust oder teilweisen Verlust verantwortlich.*



**Mädchen in Uniform**

. . . aus einer Nachrichtenzentrale der NVA stellen wir im nächsten Heft vor. Die AR-Waffensammlung informiert über Jagdbomber. Des weiteren berichten wir über das Leben in einer Grenzkompanie, eine Panzerfahrübung, polnische Offiziersschüler, die Befreiungsbewegung in Namibia, eine Soldatendiskothek sowie eine Armeesportgemeinschaft.
Die Kundschaftererzählung „Unternehmen Weitsprung" wird fortgesetzt. In Farbe und mit einem Textporträt: Gruppe Kreis.

**10**

**Grundwehrdienst und Rentenberechnung**

Der Wehrsold ist doch nicht mit dem Einkommen im Betrieb zu vergleichen. Entstehen daraus Nachteile bei der späteren Rentenberechnung?

Gottfried Jacob, Forst

*Es entstehen daraus keine Nachteile. Bei der späteren Rentenberechnung wird für die Zeit des Grundwehrdienstes der letzte beitragspflichtige Durchschnittsverdienst vor der Einberufung rentensteigernd berücksichtigt.*

**AR als Ehestifter**

Ich bin zwar schon zu alt, um auf Briefwünsche zu antworten, aber da ich drei Söhne habe, lesen wir zu Hause die „Armee-Rundschau". Dabei stieß ich auf die Frage im Heft 4/76. Unser Großer hat seine Frau durch Euch kennengelernt, vor etwa drei Jahren. Am 15. Mai war Hochzeit. Also ist die AR doch Ehestifter!

Magdalene Bausch, Flöha

Meine Adresse stand 1975 in der AR. Ich bekam über 250 Briefe, von denen ich leider nur einige beantworten konnte. Im November schrieb ein Nachzügler. Ich antwortete, und er wurde im Januar 1976 mein Ehemann. Wir sind sehr glücklich. Und das dank der AR.

Gudrun B.

**Tabun**

Was ist Tabun?

Hans-Ullrich Gregor, Weißenfels

*Ein nervenschädigender, über die Atmungsorgane und durch die Haut hindurch wirkender Kampfstoff.*

**Es gibt mehr gute ASG**

Mit großem Interesse habe ich den Beitrag „Sport mit Stahlhelm und Waffe" (AR 4/76) gelesen. Darin zeigt Oberstleutnant Wirth, daß in den Truppenteilen viele Möglichkeiten bestehen, um die Soldaten zu hohen militärsportlichen Leistungen zu befähigen. Über solche erfolgreiche ASG-Arbeit sollte AR noch mehr berichten.

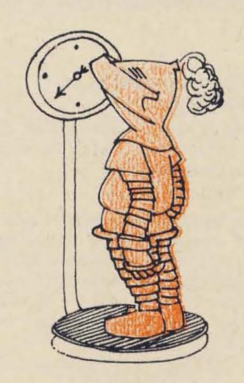
Gefreiter Hans-Ullrich Häusler

**Panzerklassifikation**

Wann spricht man von leichten, mittleren und schweren Panzern?

Matrose Lutz Brocke

*Diese Unterscheidungen ergeben sich aus dem Gefechtsgewicht. Panzer bis 20 Mp werden als leichte, bis 40 Mp als mittlere und über 40 Mp als schwere Panzer bezeichnet.*

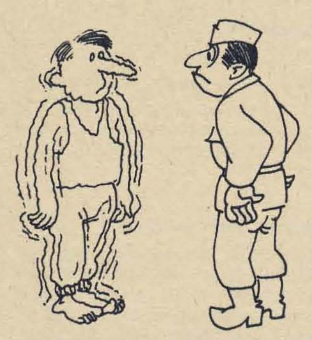


**Gesucht**

. . . werden: AR 1973 von Thomas Breu, 1321 Wilmersdorf, Hauptstr. 3, sowie AR-Typenblätter aus den Jahrgängen 1971 bis 1973 von Ralf Reinecke, 36 Halberstadt, Händelstraße 9.

**Major Mattheés**

...hat in seiner Angst-Umfrage (AR 6/76) ein Problem angepackt, das echt aus dem militärischen Leben gegriffen ist. Leider beschränkt er sich dabei nur auf die Gefechtsausbildung. Nicht selten wird aber schon im Stubenkollektiv mehr Mut gebraucht als auf der Sturmbahn.



Dann etwa, wenn es darum geht, sich offensiv und kritisch mit falschen Denk- und Verhaltensweisen anderer Genossen auseinanderzusetzen.
Soldat Benno Grabs

**Die Wache wird vergattert**

Was versteht man unter einer Vergatterung?
Jürgen Lehmann, Oberhof

*Mit diesem Kommando, zum Beginn des Wachdienstes gegeben, wird ausgedrückt, daß in diesem Augenblick ein neues, zeitweiliges Vorgesetzten- und Unterstellungsverhältnis für die im Wachdienst stehenden Armeeangehörigen in Kraft tritt.*

**Neue sowjetische Auszeichnungen**

Stimmt es, daß in der UdSSR drei neue militärische Auszeichnungen gestiftet worden sind?
Unteroffizier U. Töpfer

*Ja. Es handelt sich dabei um den Orden „Für den Dienst an der Heimat in den Streitkräften der UdSSR", die Medaille „Für Auszeichnungen im Truppendienst" und die Medaille „Veteran der Streitkräfte der UdSSR".*

**20. ASV-Geburtstag**

In einer der letzten Ausgaben las ich, daß die Armeesportvereinigung Vorwärts in diesem Jahr 20 Jahre alt wird. Können Sie mir den genauen Tag sagen?
Bernd Saß, Potsdam

*Es ist der 1. Oktober 1976.*

**X-Zeit**

Was verbirgt sich hinter dem militärischen Begriff der X-Zeit?
Reinhard Schmitz, Suhl

*Die X-Zeit ist ein allgemeiner, noch nicht nach der astronomischen Zeit festgelegter Zeitpunkt des Beginns von Handlungen der Truppen. Er dient als Grundlage für Berechnungen zur Organisation und Durchführung dieser Handlungen, beispielsweise einer Angriffsoperation.*

**LSK/LV**

Welche Waffengattungen und Spezialtruppen gehören zu unseren Luftstreitkräften/Luftverteidigung?
Martin Heller, Olbernhau

*Waffengattungen: Fla-Raketentruppen, Fliegerkräfte und Funktechnische Truppen. Spezialtruppen: Truppen der fliegertechnischen und flugplatztechnischen Sicherstellung, Nachrichten- und Flugsicherungstruppen, Truppen der chemischen Abwehr, Truppen der versorgungstechnischen und medizinischen Sicherstellung.*

**Vlastina ul. 710**

Könnt Ihr mir die Adresse einer tschechoslowakischen Militärzeitschrift geben, die Ähnlichkeit mit der AR hat?
Gefreiter Waldemar Tyx




*Schreiben Sie an die Redaktion „Zápisník", Praha 6, Vlastina ul. 710. Die gleichnamige Zeitschrift ist inhaltlich sehr vielseitig und erscheint zweimal monatlich mit 68 Seiten.*

## Auflösung des Preisausschreibens

Wer in der 1. Runde des AR-Spiels 76 die Spuren in der Reihenfolge B, H, C, G, F, E, A, D erkannte, hatte richtig geraten. Gewinnchancen hatten auch alle, die in der 2. Runde aus dem zeichnerischen Tohuwabohu 21 Gegenstände herausfanden und die Schreiber der Liebesbriefe folgenden Waffengattungen zuordneten: Biggi – Panzer, Lilomaus – Truppenluftabwehr, Babsi – mot. Schützen, Trixi – Luftlandetruppen, Susanne – Artillerie/Raketentruppen. In der 3. Runde hatte richtig getippt, wer 11 Übertragungsfehler in der Geländeskizze fand und den Soldaten Heini Schlauberger für die Lösung des Fotorätsels folgendermaßen beriet: 1c, 2b, 3b, 4a, 5b, 6c. Die Namen der Hauptgewinner veröffentlichen wir im Heft 11/76

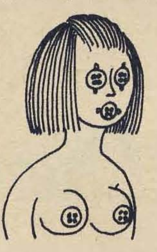
**Soldatenpost**

...wünschen sich: Regina Schulz (21), 112 Berlin, Kl.-Gottwald-Allee 130 – Annegret Sommer (18) und Roswitha Kunze (17), beide 532 Apolda, Nordstr. 25 – Anja Lohmann (19), 45 Dessau, Neckarstr. 47 – Marlies Woggesin (21), 2221 Freest, Oberreihe 8 – Angelika Kossyk (17), 23 Stralsund, A.-Bebel-Ufer 8 – Karin Herenz (19), 75 Cottbus, Dahlitzer Str. 27 – Manuela Sendner (17) und ihre gleichaltrige Freundin Sylvia, 7271 Döbernitz, Lindenweg 2 – Margit Krämer (17), 23 Stralsund, Frankendamm 76 – Elke Blümel (18), 7103 Dölzig, Paul-Wäge-Str. 15 – Petra Etschmann, 95 Zwickau, Erich-Knauf-Str. 6 – Christina Brömme (17), 4801 Thalwinkel, Bergstraße 15 – Petra Baselt (18), 725 Wurzen, Thälmannstr. 14 – Angelika Michalk (18), 20 Neubrandenburg, Fasanenstr. 31 – Elke Wulff (22), 205 Teterow, Thälmannstr. 36 – Petra Roßner (17), 6501 Lederhose, Nr. 27 – Rosmarie Döscher (23, mit 2jährigem Sohn), 15 Potsdam, Am Pfingstberg 9 – Sigrun Rosemann (18), 2141 Spantekow – Gitta Hoffmann (18), 8038 Dresden, BBS Pesterwitz – Petra Ockel (17), 1291 Seefeld, Krummenseer Ch. 13 –

Monika Kröber (18), 1199 Berlin, Silberbergstr. 31 – Sigrid Jost, 759 Spremberg, Grazer Str. 16 – Karin Wolf (18), 836 Sebnitz, Dr.-Steudner-Str. 39 – Bettina Scheibe (17), 8512 Großröhrsdorf, Wasserstr. 3 – Kerstin Schulter (17), 703 Leipzig, A.-Hoffmann-Str. 155 – Elke Teichfischer (20), 7912 Schlieben, Str. d. Arbeit 1 b – Silvia Müller (20), 422 Leuna, Drosselweg 32 – Anita Trokkel (19), 8512 Großröhrsdorf, Radeberger Str. 74 – Barbara Meyer, 9527 Thurm, AS – Petra und Barbara Wähnert (18), 7207 Neukieritzsch, R.-Breitscheid-Str. 28 – Silvia Christke, 756 Guben, Schillerstr. 3 (LWA) – Steffi Dietrich (17), 703 Leipzig, Fichtestr. 51 – Isolde, Ute und Karin (alle drei 18), zu erreichen über K. Wirthgen, 8038 Dresden, 41-12 – Birgit Fischer (17), 95 Zwickau, Heinestr. 64 – Marja Schröder (22), 437 Köthen, Leopoldstr. 8 – Kerstin Max (18), 4113 Teutschenthal 2, Wanslebener Weg 6 – Angela Gries (19), 727 Delitzsch, Freesestr. 4.

**Bitte keinen Sex . . .**

Die Mädchenbilder in der AR werden immer weniger, dafür aber sind die Damen immer zugeknöpfter und vermummelter. Die Redaktion scheint sich, in Abwandlung eines



Filmtitels, zu sagen: Bitte keinen Sex, wir sind Soldaten!

Gefreiter Arno Borowski und weitere sieben Genossen

**Berufliches**

Mir gefällt die AR sehr gut. Durch sie habe ich mich entschlossen, als Berufsunteroffizier zu dienen. Nach meinem Zehn-Klassen-Abschluß werde ich Kfz-Schlosser lernen und gehe dann als Unteroffizier in den Panzer- bzw. Kfz-Dienst der NVA.

Bernd Schüler, Greiz

**Abgekürzt**

Die Armee hat anscheinend auch schon den Abkürzungsfimmel. Was hat man sich unter StKPa vorzustellen?

Hartmut Reifenberg, Magdeburg

*Es ist dies die Abkürzung für „Stellvertreter des Kommandeurs für politische Arbeit".*

*IM SEPTEMBER IN DEN KINOS*



## Wahl des Ziels

Dieser Film berichtet von einer der widerspruchsvollsten und folgenschwersten Entwicklungen unseres Jahrhunderts: vom Beginn des Atomzeitalters. Im Mittelpunkt steht der bedeutende sowjetische Atomphysiker Igor Kurtschatow, verkörpert von dem berühmten Schauspieler Sergej Bondartschuk. Kurtschatow stand an der Spitze jener Forscher, die die sowjetische Atombombe entwickelten und so die amerikanische Politik der „atomaren Erpressung" zum Scheitern brachten. Anschaulich schildert der Film, welche ungeheuren Anstrengungen in der vom Krieg zerstörten Sowjetunion dazu notwendig waren, welche Anforderungen das auch an Kurtschatow und seine Mitarbeiter stellte. Verschwiegen wird auch nicht, welche komplizierten moralischen Probleme sich aus dieser Aufgabe für die große Verantwortung der Wissenschaftler ergaben. Nach dem erfolgreichen Abschluß des Projekts widmete sich Kurtschatow mit aller Kraft der friedlichen Nutzung der Kernenergie.

In Rückblenden wird die Situation geschildert, in der sich sowjetische, amerikanische und deutsche Physiker am Vorabend des zweiten Weltkriegs befanden, als klar wurde, daß die praktische Nutzung der Kernspaltung – sei es für friedliche oder kriegerische Zwecke – in den Bereich des Möglichen gerückt war. Wir erleben verschiedene Entscheidungsmöglichkeiten und Haltungen. Eindrucksvoll wird in einer Nebenhandlung die Geschichte des amerikanischen Physikers Robert Oppenheimer erzählt, eines Mannes, der sich in einem unbewältigten inneren Zwiespalt zwischen den Forderungen seines Gewissens und seinem Karrierestreben befindet.

Drehbuchautor Daniil Granin und Regisseur Igor Talnkin stützten sich auf umfangreiche Dokumentationen, auf Aussagen von Zeitgenossen. So wird der Film auch zu einer Quelle interessanter, bisher wenig bekannter historischer Informationen.

*R. S.*

**Das gelobte Land (VR Polen) Eine packende Chronik der Gründerjahre in Lodz. Regie: Andrzej Wajda, in der Hauptrolle: Daniel Olbrychski**

**Es regnet über Santiago (Frankreich/VR Bulgarien)** – Ein Filmepos über das Drama des 11. September in Chile. Der chilenische Regisseur Helvio Soto arbeitete mit einer internationalen Besetzung.

**Städter (UdSSR)** – Alltägliche Erlebnisse eines sympathischen Taxifahrers in Moskau.

**Um Himmels willen (USA)** – Barbara Streisand als vitale, aber total ungeschickte Geschäftemacherin in einer turbulenten Filmkomödie.

**Zarenhochzeit in Tarnowo (VR Bulgarien)** – Machtkämpfe, Schlachten, politische Schachzüge – ein farbiges Panorama bulgarischer Geschichte des Mittelalters.

(In den Studio-Kinos:) **Szenen einer Ehe (Schweden)** – Zwei Menschen suchen den Grund des Scheiterns ihrer Liebe. Eine international erfolgreiche Psychologie-Filmstudie von Ingmar Bergman.

# Vierfach geküßt zum Dienst

„Falls Sie einmal nach Wroclaw kommen, meine Tür steht Ihnen jederzeit offen", rief er mir noch von der Leiter des Start-Kontroll-Punktes zu. Klopfte seine Pfeife aus, verstaute sie sorgfältig in seiner Fliegerkombination und verschwand schließlich im Innenraum. . .

Ich hatte ihn erst kurze Zeit vorher kennengelernt. Beim Volleyballspiel. Besser: Als aufmerksamen Zuschauer. Schlank, graue Strähnen im schwarzgewellten Haar, faltenreiche Augenpartien, buschige Augenbrauen, verschmitztes Lächeln – irgendwie schon rein äußerlich ein sympathischer Mensch. Und ich wußte bereits, daß die Staffel des Oberstleutnant Jozef Gondek – denn so heißt unser Mann – zu den besten der polnischen Luftstreitkräfte gehört. Nun wollte ich noch mehr über ihren Kommandeur erfahren, über sein persönliches Leben. Wollte wissen, wie er seine Genossen zu dem gebracht hat, was sie heute sind. Kein leichtes Unterfangen, denn obwohl sehr aufgeschlossen, um nicht zu sagen, sehr pressefreundlich, galt das Interesse des Oberstleutnant natürlich immer wieder dem Spiel seiner Flugzeugführer. Und so notierte ich mir schließlich, vorerst immer wieder durch die anfeuernden Zurufe meines Nebenmanns unterbrochen:

Im Mai 1932 wurde Jozef Gondek in einem kleinen Dorf in der Nähe von Krakow geboren. Gerade zur Schule gekommen, mußte er die Schrecken des Krieges erleben, die sich tief in sein Gedächtnis eingruben. Sein Vater wollte, daß Jozef wie er in der Landwirtschaft bleibt. Der Sohn kam diesem Wunsch zunächst entgegen. Er wurde Lehrer an einer Landwirtschaftsschule. Doch am Katheder hielt es ihn nicht lange, mit Kraft zog es ihn hinaus. Und obwohl seine Eltern und seine drei Geschwister wenig Verständnis dafür zeigten, verabschiedete er sich. Das war im Jahre 1952.

Ein Jahr später trug der ehemalige Lehrer bereits die Schulterklappen eines Offiziersschülers der Fliegerschule in Radom. Nach dreieinhalb Jahren kam er als junger Offizier mit guten Zeugnissen in ein Jagdfliegergeschwader, dessen Namen in Polen einen guten Klang hat: das „Brandenburgische Geschwader Wroclaw". Am 24. Oktober 1944 in Karlowka bei Charkow gegründet, hat das Geschwader im Großen Vaterländischen Krieg der Sowjetunion viele Kampfeinsätze geflogen, hat es unter anderem auch mitgeholfen, die stark befestigten faschistischen Stellungen im brandenburgischen Gebiet zu brechen. Für seine Verdienste erhielt es den Ehrennamen „Brandenburgisches Geschwader Wroclaw". Hier seinen Dienst zu versehen, das verpflichtet.

Bald schon zählte Jozef Gondek zu den besten Jagdfliegern. Die fliegerische Leistungsklasse wurde ihm zuerkannt. Er wurde Oberflieger, Kettenkommandeur, Stellvertreter des Kommandeurs für fliegerische Gefechtsausbildung. Sieben Jahre hatte er sich bereits als Kommunist bewährt, als man ihm 1969 die Führung einer Staffel anvertraute. Sein Vorbild, sein persönliches Arrangement bei allen zu lösenden militärischen Aufgaben spornte an. Er behielt seinen Erfahrungsschatz nicht für sich, hatte und hat für die Fragen und Probleme seiner Genossen stets ein offenes Ohr. Und so haben inzwischen alle Flugzeugführer seiner Staffel die höchste fliegerische Leistungsklasse erworben. 52 Prozent seiner Soldaten, Unteroffiziere und Fähnriche tragen das Bestenabzeichen. Oberstleutnant Gondek selbst trägt das „Verdienstkreuz der Polnischen Armee" in Silber und in Gold. Er hat die „Medaille für Verdienste um die Landesverteidigung" in Bronze und in Silber, besitzt das Abzeichen als „Vorbildlicher Kommandeur" und wurde mit einem Ehrendiplom des Oberkommandierenden der Vereinten Streitkräfte der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages ausgezeichnet.

Der Weg von seiner Neubauwohnung zum Flugplatz – exakt 9800 Meter – legt der Oberstleutnant stets mit seinem „Polski Fiat 126" zurück. Als Abschiedssouvenir nimmt er vier Küsse mit auf die Reise. Den ersten von seiner Frau Kristina, den zweiten und dritten von den beiden Söhnen Zdislaw (11) und Peter (6), den vierten vom Mittelpunkt der Familie, vom Nesthäkchen Urzula (5). Und alle rufen dem Vati zu: „Komm bald wieder!" Doch muß er mitunter Tage und Wochen die vertrauten Stimmen, die heimischen vier Wände entbehren. „Das ist eben die Arbeit beim Militär. Um so schöner ist aber dann jedesmal das Wiedersehen", meint er lächelnd, indem er mir die Bilder seiner Frau und seiner drei Rangen reicht. Das geschieht allerdings bereits am Start-Kontroll-Punkt, den er in wenigen Minuten übernehmen soll, um von dort aus per Funk den Einsatz seiner Jagdflieger zu leiten.

Als wir uns voneinander verabschiedeten und ich ihm allzeit gute Landung wünschte, schrieb er mir noch schnell seine Anschrift in den Stenoblock. „Falls Sie einmal in Wroclaw sind. . ."

Major Horst Karos



# Schadenersatzpflicht

**Beim aktiven Wehrdienst werden den Soldaten große materielle Werte anvertraut. Diese sollen sie für eine ständig hohe Gefechtsbereitschaft mit höchstem Nutzeffekt verwenden, erhalten und zweckmäßig einsetzen. Jeder Genosse ist also verpflichtet, sozialistisches Eigentum sorgsam zu hüten und vor Schäden zu bewahren. Trotzdem kann ein Soldat z. B. den Stahlhelm verlieren, ein Ausrüstungsstück beschädigen oder einen anderen materiellen oder finanziellen Schaden verursachen. Wie steht es da mit dem Schadenersatz? Ist der Soldat verpflichtet, für jeden Schaden in den eigenen Geldbeutel zu greifen? Auskunft darüber gibt die vom Ministerrat der DDR erlassene Verordnung über die materielle Verantwortlichkeit der Angehörigen der bewaffneten Organe – Wiedergutmachungsverordnung (WGVO) – vom 19. Februar 1969. Diese gesetzliche Regelung, über die wir nachstehend informieren, gilt in der NVA und den Grenztruppen der DDR, aber auch beim Ministerium des Innern und beim Ministerium für Staatssicherheit.**

Die Wiedergutmachungsverordnung (WGVO) geht davon aus, daß alle NVA-Angehörigen dazu erzogen und befähigt werden, das ihnen anvertraute Volkseigentum, wie Waffen, Ausrüstung, Geräte usw., vor Schaden und Verlust zu bewahren. Sie wird lediglich dann angewendet, „wenn Angehörige der bewaffneten Organe, für die spezielle Dienstlaufbahnbestimmungen gelten, dem zur Verfügung stehenden sozialistischen Eigentum durch schuldhafte Verletzung ihrer Dienstpflichten einen Schaden zugefügt haben" (§ 1). Sie gilt auch für Schadenersatzansprüche gegen ehemalige Angehörige der bewaffneten Kräfte, wenn diese in der Zeit ihres aktiven Dienstes einen Schaden verursacht haben.

Es wird also vorausgesetzt, daß die Genossen ihre Dienstpflichten kennen, die rechtlichen, militärischen und anderen innerdienstlichen Vorschriften, Befehle und Bestimmungen, und daß sie sich auch ihrer materiellen Verantwortung bewußt sind. Obwohl die WGVO in ihrem Wesen anderen Formen der Verantwortlichkeit (disziplinarisch, strafrechtlich) entspricht, ist eine Regreßnahme keine Strafe. Zwar können damit disziplinare oder strafrechtliche Maßnahmen verbunden werden, doch ist das nicht in jedem Falle erforderlich; ausschlaggebend dafür ist die Schwere der schuldhaften Verletzung von Dienstpflichten und die Höhe des verursachten Schadens. Die erzieherische Funktion der WGVO steht an erster Stelle. Über die Wiedergutmachung eines Schadens hinaus wird damit angestrebt, den oder die Schadenverursacher zu höherem Verantwortungsbewußtsein für das Volkseigentum zu erziehen.

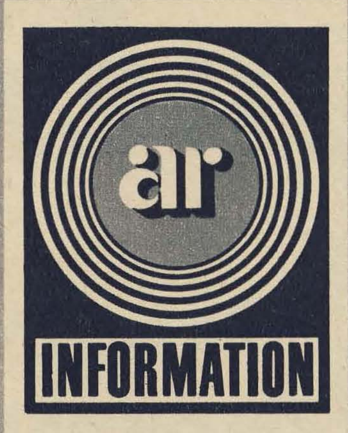
Ein Schaden im Sinne der WGVO liegt vor, wenn der NVA oder den Grenztruppen der DDR ein materieller oder finanzieller Nachteil entstanden ist. Das gilt auch dann, wenn ein Genosse in seiner dienstlichen Tätigkeit oder durch unbefugte Benutzung von Waffen, Fahrzeugen oder sonstigen Geräten und Einrichtungen dritten Personen schuldhaft einen Schaden zugefügt hat, der zu ersetzen ist.

Schuldhaft im Sinne der WGVO handelt, wer vorsätzlich seine Dienstpflichten verletzt und dabei bewußt einen Schaden herbeiführt oder wer sich mit dem Eintreten eines Schadens bewußt abfindet, ohne dies anzustreben. Schuldhaft handelt auch, wer leichtfertig, fahrlässig darauf vertraut, daß kein Schaden entsteht, diesen aber trotzdem ungewollt verursacht. Fahrlässig ist es auch, wenn jemand ohne es zu wollen einen Schaden anrichtet, ohne es vorauszusehen, obwohl er diesen bei pflichtgemäßem Verhalten hätte vorhersehen und vermeiden können.

Armeeangehörige, die sich unerlaubt von der Truppe entfernen oder von einem anderen bestimmten Aufenthaltsort oder einer Dienststelle fernbleiben und in die Einheit zurückgeführt werden müssen, sind zum vollen Ersatz aller damit verbundenen Kosten verpflichtet. Darunter fallen sämtliche Ausgaben für den Genossen selbst und für den mit der Rückführung Beauftragten, die für die Benutzung dienstlicher oder privater Kraftfahrzeuge einschließlich Kraftstoff, für öffentliche Verkehrsmittel, Telefongespräche, Telegramme, Tagegelder, Übernachtungskosten usw. entstehen.

In vollem Umfange müssen auch

jene Kosten erstattet werden, die entstehen, wenn ein Genosse durch Alkoholmißbrauch den eigenen Gesundheitszustand derartig beeinträchtigt oder schädigt, daß ärztliche Hilfe, Kfz-Transport und andere Maßnahmen notwendig werden. Schadenfälle werden auf Veranlassung des zuständigen Regimentskommandeurs bzw. Leiters der Dienststelle nach Bekanntwerden des Schadens unverzüglich bearbeitet. Dafür kann auch eine Schadenskommission eingesetzt werden. Die WGVO verpflichtet die Vorgesetzten, den Schaden allseitig zu untersuchen, wie den Geschehensverlauf, Ursachen und begünstigende Bedingungen, die Schuld des oder der Beteiligten, das Motiv der Pflichtverletzung und deren Auswirkungen sowie die Persönlichkeit des Schadenverursachers. Dazu ist der Betreffende selbst anzuhören und notfalls seine schriftliche Stellungnahme einzuholen. Werden die Ermittlungen durch den Militärstaatsanwalt oder ein anderes Untersuchungsorgan geführt, veranlaßt der Kommandeur lediglich die für die Wiedergutmachung erforderlichen Untersuchungen. Erst wenn ein lückenloser Nachweis über die schuldhafte Verletzung von Dienstpflichten und den dadurch verursachten Schaden vorliegt, kann der Kommandeur darüber entscheiden, wie die Wiedergutmachung erfolgen soll. Das muß innerhalb von 10 Tagen nach Abschluß der Untersuchungen geschehen. Die Verfügung des Kommandeurs über die Wiedergutmachung ist dem Schadenverursacher bis 14 Tage nach der Entscheidung bekanntzugeben. Dabei ist dieser gleichzeitig über sein Recht der Beschwerde zu belehren, die er gemäß Abschnitt VI, Ziffern 108 bis 129, der DV 010/0/003, Innerer Dienst, vorbringen kann. Die Bekanntgabe der Entscheidung und die erfolgte Belehrung




hat der Schadenverursacher zu unterschreiben. Verweigert er das, wird dies entsprechend vermerkt, doch bleibt die Entscheidung auch dann voll rechtswirksam.

Die Höhe des Schadenersatzes und die Art der Bezahlung legt der Kommandeur fest. Er geht dabei von den Bezügen aus, die dem Betreffenden zur Zeit des Entstehens des Schadens monatlich zustanden. Beträge bis zu 100 M kann der Schadenverursacher freiwillig zahlen, wenn seine Schuld einwandfrei erwiesen ist. Die Wiedergutmachungssumme wird in der Regel vom Monatseinkommen abgezogen und einbehalten. Von Wehrpflichtigen im Grundwehrdienst oder im Reservistenwehrdienst dürfen nur bis zu 25% des Wehrsoldes monatlich eingezogen werden. Ist der Schadenverursacher bereits aus dem aktiven Wehrdienst ausgeschieden, wird der Betrag von der Abteilung Finanzen beim zuständigen Rat des Kreises eingefordert.

Unter Umständen kann der Kommandeur auch von seinem Recht Gebrauch machen, auf die Wiedergutmachung eines Schadens ganz oder teilweise zu verzichten (§ 14). Das ist dann möglich, wenn der Schaden während der Ausbildung oder bei Lösung von Gefechtsaufgaben verursacht wurde oder wenn die Gesamtheit der Umstände den Verzicht rechtfertigt oder wenn der Schadenverursacher vorbildliche Leistungen und Verdienste aufweist. Ein teilweiser Verzicht ist auch möglich, wenn ein angemessener Betrag bereits gezahlt wurde und die vorgenannten Voraussetzungen vorliegen. In jedem Falle muß der Verzicht dem Betreffenden mitgeteilt werden.

Ein Anspruch auf Schadenersatz kann innerhalb von 3 Monaten nach Bekanntwerden des Schadens und seines Verursachers geltend gemacht werden, wenn es sich um Verletzungen von Dienstpflichten handelt, die nicht gleichzeitig eine strafbare Handlung darstellen. Liegt eine Straftat oder Verfehlung vor, gelten die für die Verjährung solcher Vergehen zutreffenden Rechtsvorschriften.

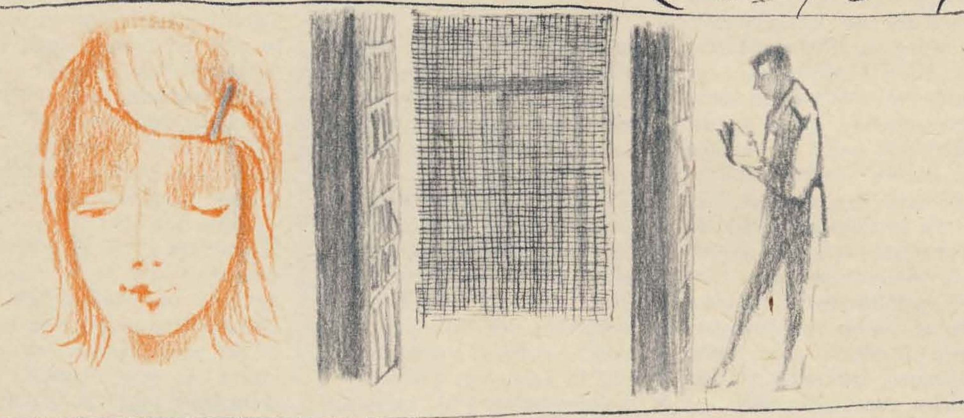
Werden die in der WGVO festgelegten Fristen nicht eingehalten bzw. die Bekanntgabe der Entscheidung des Kommandeurs in der vorgesehenen Zeit versäumt, ist eine Regreßnahme nicht mehr möglich. In diesem Falle kann auch der NVA-Angehörige zum Schadenersatz verpflichtet werden, der die Wiedergutmachung durch den Schadenverursacher infolge eigener Nachlässigkeit verhinderte. Dagegen gibt es keine festgelegte Frist für Beschwerden gegen Regreßmaßnahmen, die nach den militärischen Bestimmungen eingelegt werden können.

---

*Unsere Information stützt sich auf die Verordnung über die materielle Verantwortlichkeit der Angehörigen der bewaffneten Organe. – Wiedergutmachungsverordnung (WGVO) – vom 19. Februar 1969, veröffentlicht im Gesetzblatt der DDR, Teil II, S. 159; Ber. S. 243.*

# Ein Licht, wie an manchen Sommerabenden...

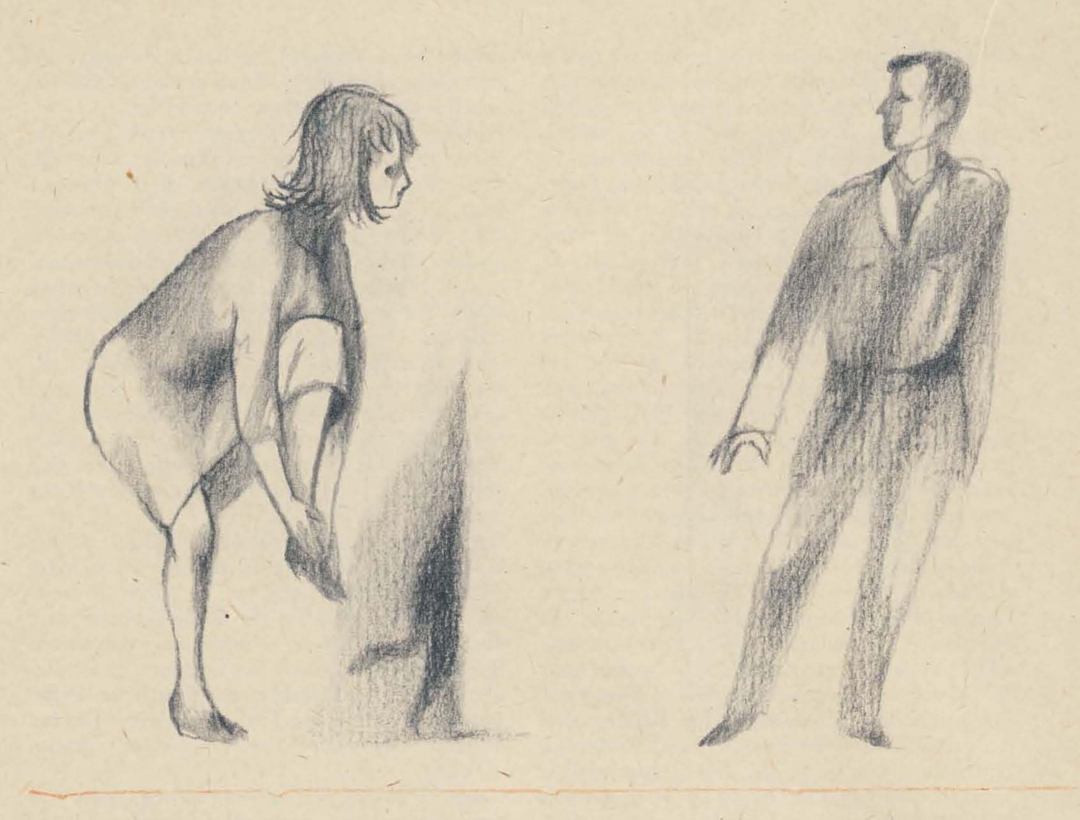
*Kurzgeschichte von Walter Flegel illustriert von Wolfgang Würfel*



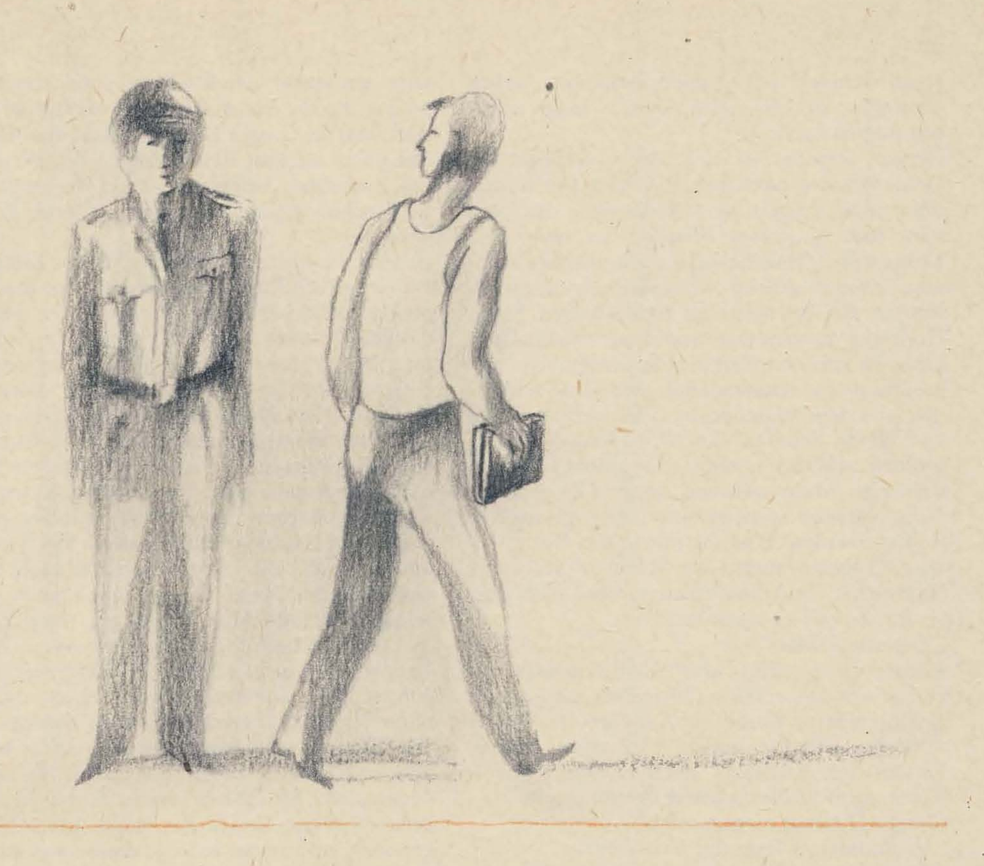




Gregor Dimmer steht im Waschraum vor einem Spiegel und rasiert sich. Seit jeher rasiert er sich abends. Auch als Soldat ist er dieser Gewohnheit treu geblieben. Für ihn jedoch ist das abendliche Rasieren mehr als eine Gewohnheit. Es ist wie eine Zäsur des Tages. Etwas ist zu Ende, und etwas anderes fängt an. Aber es ist keine rein äußerliche Zäsur für Gregor Dimmer. Weil er beim Rasieren nachdenkt. Weil er sich an Erlebnisse des Tages erinnert, sie wertet, einordnet. Und auf diese Weise bereitet er sich auf den Abend vor, der ruhig und unbeschwert sein soll. Andere versuchen das gleiche auf andere Weise zu erreichen. Der eine legt sich nach dem Essen eine Weile aufs Bett, schließt die Augen und döst vor sich hin. Ein anderer liest noch einmal den Brief, den er mittags erhalten hat. Kreuzworträtsel werden gelöst. Schach wird gespielt, Räuberschach, bei dem manches Spiel schon in fünfzehn Minuten zu Ende ist. Und Helmut Kindler steht fast jeden Abend an einem langen Steinbecken hinter Gregor Dimmer und wäscht seine Socken. Es hat eine Weile gedauert, bis er sich dazu entschloß. Anfangs legte Kindler seine Socken über die Stiefel, und es gab jeden Abend Krach auf der Stube. Die Schweißfüße hat Kindler sich in der Melioration geholt, wo er zu bestimmten Zeiten tagelang nicht aus den Gummistiefeln kam. Im Gegensatz zu Gregor Dimmer, der den Grabenbagger auch in Lackschuhen hätte fahren können.
Kindler steht hinter ihm, und seine Stimme plätschert dahin, wie der dünne Wasserstrahl aus dem Hahn. Helmut redet nie in ganzen Sätzen. Stichworte verbindet er mit einer Reihe nichtssagender Füllsel. Und man muß gutwillig sein, um in den Stichworten Sinn und Zusammenhang zu finden.
Zu Anfang des Wehrdienstes hatten manche Unteroffiziere und auch der Zugführer, Leutnant Brinkmann, angenommen, Kindler wolle sie auf den Arm nehmen und die anderen Soldaten des Zuges auf ihre Kosten unterhalten. Jedesmal hatte Gregor Dimmer eingegriffen und erklärt, daß er seinen Kumpel Kindler seit Jahren so kenne.
„Ja, ja, man, sage ich dir“, redet Kindler „ist aber ein Maschinchen, jeu, jeu, nee, nee, so'ne Panzerbüchse, und ... verstehst du, das ist aber was ganz anderes als 'n Spaten oder 'ne Schippe, und...“ Er dreht den Hahn zu. Seine Rede versiegt nicht. Er wringt die Socken aus und sagt dabei: „Da habe ich aber, ich sage dir, man, ganz anständig gezittert, heute, und, naja, aber man kann sich ja eben wohl doch an alles gewöhnen, nicht, und...“
Gregor Dimmer nickt nicht einmal. Kindler würde es doch nicht sehen. Und es kommt ihm auch gar nicht auf Zustimmung oder Widerspruch an. Er braucht nur einen Zuhörer, um sich etwas abzureden, womit er dann fertig ist, was ihn dann nicht mehr beschäftigt.
Kindler geht. Gregor Dimmer bleibt allein im Waschraum. Als wäre mit Kindler auch der zurückliegende Tag gegangen, denkt Dimmer jetzt an den Abend. Er wird sich anziehen, seine Bücher nehmen, zur Bibliothek gehen und der Bibliothekarin helfen. Zwei bis dreimal in der Woche geht er dorthin. Seit Wochen schon. Seit jenem Abend, an dem er als einziger zwischen den Regalen stand und die Bibliothekarin in ihrem Arbeitszimmer hantierte. Es war still in den Räumen. Durch die enggewebten Stores vor den hohen Fenstern fiel sanfte Helligkeit, ein Licht, wie an manchen Sommerabenden, wenn Staub und Lärm sich gelegt haben und alles in einer weiten Ruhe verharrt.
Gregor zog ein Buch aus dem Regal, schlug es auf, um im Waschzettel zu lesen, als sich auf dem Flur Schritte näherten. Er nahm sie wahr wie die leisen Schritte der Bibliothekarin, wie das Geräusch, das sie verursachte, wenn sie ein Buch zuklappte. Auch das Öffnen und Schließen der Tür registrierte er auf die gleiche Weise. Jemand stand an der Tür, sah sich um und lief danach rasch zum Arbeitszimmer der Bibliothekarin.
Gregor legt den Rasierapparat weg, spült sich das braune feste Gesicht ab, trägt dann auf die noch feuchte Haut das scharfe Rasierwasser, das ihm die Haut jedesmal rot brennt. Dann blickt er lange in den Spiegel, als suche er etwas in seinem Gesicht, als gäbe es etwas Besonderes in ihm zu erkennen. Auch dieses Suchen hängt mit jenem Abend zusammen und mit der Bibliothekarin. An der alles leise und unscheinbar ist, wie ihr Name: Heidi Schulze. Eine seltene Übereinstimmung von Unauffälligkeit und Alltäglichkeit im Namen, im Äußeren und im Verhalten der Bibliothekarin. Die oft ganz unvermittelt errötet. Die ein zurückhaltendes Parfüm benutzt, das ein wenig nach Zitrone riecht und ihren Schweißgeruch nicht aufhebt. Und ihr mittelblondes Haar, das immer ein wenig ungeordnet aussieht und an der linken Seite durch eine große dunkle Klemme von der Stirn ferngehalten wird. Ihr Gesicht ist auf eine seltsame Weise schmal. Es wirkt, als wäre es unten gewaltsam zusammengedrückt worden, wodurch die Lippen meist wie gespitzt anmuten und die Zähne etwas nach vorn geschoben sind.
Gregor Dimmer stand zwischen den Regalen. Sehen konnte er nichts. Er lauschte. Das Buch hatte er zugeklappt und ins Regal gestellt, als er den anderen im Zimmer der Bibliothekarin etwas sagen hörte. Darauf folgte ein ‚Nein‘ von Heidi Schulze. Ein ganz leises, sehr hilfloses



‚Nein'. Diese Hilflosigkeit machte den anderen dreister und lauter.
„Was ist schon dabei", sagte er, „zier dich nicht".
Er lachte.
„Nein".
Das war noch leiser, und noch wehrloser gesprochen.
„Na, komm schon!" Das klang wie eine Bitte.
„Man, Mädchen", sagte er jetzt ungeduldig, „sei doch froh, wenn dich überhaupt mal einer küßt".
„Achtung!" ruft draußen auf dem Flur der Diensthabende der Kompanie. Gregor Dimmer zuckt zusammen und nimmt für Augenblicke unwillkürlich Haltung an. Draußen spricht der U. v. D. seine Meldung, danach kommandiert er: „Weitermachen". Jemand redet mit ihm, und der Unteroffizier sagt zweimal „Zu Befehl". Dann ist es auf dem Flur wieder still. Gregor räumt sein Rasierzeug ein.
Die Bibliothekarin sagte nichts mehr. Es war, als hätte sie ihren Widerstand aufgegeben. Heftiges Atmen war zu hören. Gregor lief zwischen den Regalen hervor auf die Tür zu, die weit offen stand. Vor sich sah er, mit dem Rücken zu ihm stehend, einen großen breiten Soldaten, der die Arme der Bibliothekarin festhielt. Gregor hörte ein leises Lachen des anderen, der sich über den hilflosen zappligen Widerstand der Bibliothekarin amüsierte. Da packte Gregor zu. Er reichte dem anderen nur bis an die Schultern, Gregor griff ihn mit einem Arm zwischen den Beinen, mit der anderen Hand am Koppel, hob ihn mit einem Ruck aus, wie er zu Hause die Getreidesäcke hochgerissen hatte, bevor er zur Melioration ging. Der Soldat war nicht so schwer wie die Säcke. Vor Überraschung wehrte er sich nicht. Gregor warf ihn an der Tür zur Bibliothek ab, und der andere verschwand wortlos.
Heidi Schulze kniete vor ihrem Schreibtisch und tastete den Teppich ab. Als Gregor Dimmer vor ihr stand, blickte sie hoch zu ihm, erhob sich langsam. Sie errötete. Sie hatte die Klemme verloren und noch nicht wiedergefunden. Ihr Haar fiel zu beiden Seiten des Gesichtes gleichmäßig herab. Bevor es die Schultern erreichte, schwangen sich seine Enden ein ganz klein wenig, wie zaghaft nach außen. Ohne Klemme im Haar wirkte ihr Gesicht nicht so schmal wie sonst. Und in diesem Augenblick erst, als sie ihn unverwandt und stumm anblickte, sah Gregor, daß sie schöne Augen hatte. Große, immer



noch vor Furcht und Hilflosigkeit geweitete und feuchte Augen. Augen eines traurigen Kindes, das von anderen aus unerfindlichen Gründen gehänselt und gequält wird. Augen von unbeschreiblicher Farbe. Wie nach heißen Maitagen abends der Horizont etwa, wenn man nicht mehr erkennt, wo das Blau des Himmels aufhört und das Grün der Wiesen und Felder beginnt. Eine ganze Weile standen sie sich stumm gegenüber. Dann fand sie auch die Klemme wieder und steckte das Haar aus der Stirn.
Seit jenem Abend geht Gregor Dimmer, wenn Heidi Schulze abends in der Bibliothek ist, hinüber, sofern der Dienst ihn nicht davon abhält. Bis heute ist er sich über seine Gefühle nicht klar. Ist es Mitleid mit ihr, das ihn treibt? Ist es der Wunsch, sie zu beschützen, wie etwas Schwaches?
Wie man sich als Kind um ein schwächliches Bäumchen im Garten bemüht oder um ein einsames verletztes Tier kümmert? Ist es mehr? Sind es die schönen Augen, die Heidi hat? Ist es Vertrautheit, die sie seit jenem Abend miteinander verbindet, und daß er ihr Gesicht einmal ohne Klemme im Haar gesehen hat? Sind es die Gespräche, die sie führen, über Bücher und Autoren, über Ereignisse im Regiment oder in der Wohnsiedlung? Sind es die Gespräche übereinander? Gregor weiß es nicht. Er weiß nur eines genau: Immer wenn er bei Heidi Schulze ist, wenn er ihr zur Hand geht, wenn er ihr hilft, Tische und Stühle zusammenzustellen, Kaffee zu kochen für die Besucher einer literarischen Veranstaltung, die sie selbst in ihrer leisen stillen Art durchführt, immer fühlt er sich wohl dort. Ein Gefühl, das etwas von jener verharrenden Ruhe hat, wenn sanfte Helligkeit durch die enggewebten Stores vor den hohen Fenstern fällt, Licht wie an manchen Sommerabenden, wenn Staub und Lärm sich gelegt haben.
Und noch etwas scheint ihm sicher. Heidi Schulze freut sich über jeden seiner Besuche. Ihm kommt es so vor, als sei sie in seiner Gegenwart sicherer, fröhlicher, gesprächiger und weniger unauffällig. Vielleicht führt ihn das so unabwendbar immer wieder zur Bibliothekarin? Oder hängt es mit Krugenow zusammen, mit der Abgeschiedenheit, in der sie hier als Soldaten achtzehn Monate leben, mit der Enthaltsamkeit und Nüchternheit, der sie sich hier zu fügen haben, mit der Herbheit der Landschaft, die scheinbar ohne Abwechslung ist? Vielleicht würde er unter anderen Umständen

Heidi Schulze nicht anders behandelt haben als andre, sie übersehen, sie gar nicht wahrgenommen haben?
Gregor Dimmer ist sich seiner Gefühle um Heidi Schulze nicht sicher. Obwohl er immer über sie nachdenkt. Wird Heidi je in der Lage sein, ihm zu dieser Klarheit zu verhelfen? Müssen die Versuche dazu nicht von ihm kommen? Er muß sich seiner Empfindungen bewußt werden. Seinetwegen und Heidis wegen. Sie in Hoffnung zu versetzen und dann enttäuschen, hieße sie zurückstoßen in tiefe Einsamkeit.
Langsam und nachdenklich geht Gregor Dimmer aus dem Waschraum. Viel weiß er schon von Heide Schulze. Sie ist in Krugenow geblieben, als Oberst Schulze vor einem Jahr zum siebenten Male während seiner Offizierslaufbahn versetzt worden war. Sie will endlich seßhaft werden. Und ihr macht das Kasernendorf Krugenow nichts aus. Solange sie hier ihre Bücher hat. Und diese Genügsamkeit paßt ganz zu ihr. Ist es Genügsamkeit?
„Genosse Soldat!"
Gregor ist gemeint. Der Diensthabende ruft ihn zu sich und erklärt: „Sie gehen mit ein paar Soldaten ihrer Stube ins Außenrevier. Papier auflesen, kehren, harken. In einer Stunde kommt der Stabschef noch einmal kontrollieren, da muß alles in bester Ordnung sein."
Gregor Dimmer reagiert nicht.
„Verstanden?" fragt der Unteroffizier.
Gregor schüttelt den Kopf und sagt: „Unsere Stube hat Toilettendienst, und dort ist alles in Ordnung. Außerdem muß ich jetzt zur Bibliothek, da beginnt in dreißig Minuten eine Veranstaltung über Scholochow, bei der ich mit der Bibliothekarin lesen werde."
„Führen Sie meinen Befehl aus!"
„Aber das Außenrevier hat der zweite Zug. Und davon sind einige Soldaten in den Zimmern."
„Diskutieren Sie nicht mit mir. Führen Sie meinen Befehl aus."
Gregor Dimmer geht. Er weiß, daß Befehle strikt zu befolgen sind. Er betritt sein Zimmer. Doch den anderen in der Stube, die er auch zu Scholochow eingeladen hat, wagt er nichts zu sagen. Sie sind ein anerkanntes militärisches Kollektiv, aber er ahnt, daß sie schimpfen würden, wenn sie allein die Schluderei anderer ausbügeln müssen. Mit den Soldaten des zweiten Zuges gemeinsam, das ging wohl noch an, und die Veranstaltung für alle, wenn auch etwas verspätet, wäre gerettet. Also gemeinsam!
Entschlossen zieht sich Gregor Dimmer seine Ausgangsuniform an. Der Diensthabende befiehlt offensichtlich etwas Unüberlegtes. Und wohl deshalb, weil er sich aus irgendwelchen Gründen scheut, den Befehl bei denen durchzusetzen, die für das Außenrevier verantwortlich sind. Hat er, Gregor Dimmer, nicht die Pflicht, das Seine zu tun, damit sowohl die Weisung des Stabschefs befolgt als auch der geplante Scholochow-Abend ein ungeschmälerter Erfolg wird?
Er setzt die Mütze auf und verläßt das Zimmer. Im Gehen schließt er sein Koppel. Vor der Tür des Hauptfeldwebels Wolter bleibt er stehen. Gregor Dimmer zögert plötzlich. Was will er jetzt bei Wolter? Wird dieser ihn verstehen? Gregor hebt die Hand und zögert abermals. Heißt mit dem Hauptfeldwebel sprechen, nicht auch von Heidi Schulze reden, zu bekennen, was Gregor bis jetzt vor allen verschwiegen hat? Daß er viel mehr wegen der Bibliothekarin als wegen der Bücher und Scholochow in den Klub geht? Das hat er geheimgehalten. Bei Frotzeleien über die Bibliothekarin hat er nicht mitgelacht, aber Heidi Schulze auch nicht verteidigt. Das hätte Verdacht erregt, wäre Anlaß zu Witzen und Hänseleien gewesen. Aber Gregor hatte nicht aus Furcht davor geschwiegen, sondern aus dem Wissen heraus, daß er seine Empfindungen niemanden würde begreiflich machen können, wenn er selbst keine Klarheit über sie besaß. Sie hätten ihn nicht verstanden. Sie hätten etwas Gutes in ihm zerstört. Denn keiner von ihnen hatte Heidi geholfen, und keiner hatte je das Schöne an ihr gesehen. Wie er an jenem Abend, als sie die Klemme nicht gleich wiederfand, ihre Augen entdeckt hatte, deren Tiefe, deren unbeschreibliche Farbe zwischen Blau und Grün.
Gregor will Klarheit über seine Gefühle haben, die er bisher niemanden hatte nur ahnen lassen. Sie sind etwas Gutes, etwas Scheues. Wie das erste Gedicht, das einer schreibt und niemandem zu zeigen wagt. Er steht vor der Tür des Hauptfeldwebels. Er weiß, daß er handeln muß, wenn er endlich Klarheit haben will. Er wird heute nach der Veranstaltung, wenn er mit Heidi Schulze allein ist und sie aufräumen, vor sie treten. Er wird ihr die Klemme aus den Haaren ziehen und in den Papierkorb werfen. Ihr Haar soll gleichmäßig an den Seiten herabfallen, damit ihr Gesicht nicht mehr so schmal aussieht. Heidis Reaktion auf seine Geste wird wichtig sein. Für ihn und für sie.
Und noch etwas weiß Gregor plötzlich. Sein Bemühen um Klarheit über seine Gefühle beginnt hier, in diesem Augenblick vor der Tür zum Zimmer des Hauptfeldwebels.
Gregor Dimmer klopft kräftig an die Tür. Drinnen räuspert sich Wolter. Dann hört Gregor die ruhige, warme Stimme des Hauptfeldwebels.
„Ja, herein."

# Handgranaten

Handgranaten sind Wurfgeschosse, die im Nahkampf verwendet werden. Wie es der Name bereits sagt, werden sie mit der Hand geworfen. Sie ergänzen die Schützenbewaffnung, weil man damit auch hinter Deckungen liegende, Schützengräben und Häuser ausnutzende oder in gepanzerten Fahrzeugen befindliche Gegner bekämpfen kann. Grundsätzlich unterscheidet man Splitter- und Panzerhandgranaten. Nach der Reichweite ihrer Splitter unterteilt man die erste Gruppe wiederum in für den Angriff (25–30 m) und für die Verteidigung (bis 200 m) bestimmte Handgranaten. Deren äußerliches Kennzeichen ist meist der vielfach vorgekerbte Granatkörper, wodurch seine Zerlegung in möglichst zahlreiche Splitter nach der Detonation begünstigt wird. Eine spezielle Metalleinlage trägt dazu bei, die Splitterwirkung noch zu erhöhen. Splitterhandgranaten werden gegen lebende Kräfte, Kraftfahrzeuge, Sperren sowie Waffen unterschiedlicher Art eingesetzt.

Um die Sicherheit des Schützen zu gewährleisten, sind die Handgranaten so konstruiert, daß der Radius der Splitterwirkung im günstigen Verhältnis zur erreichbaren Wurfweite steht. Auch die Zündverzögerung trägt zur Sicherheit des Handgranatenwerfers bei.

Stark gepanzerte Fahrzeuge und Deckungen werden mit Panzerhandgranaten bekämpft. Ihre Wirkungsweise sowie ihr Aufbau stimmen prinzipiell mit Hohlladungsgranaten überein. Allerdings kommt die im Stiel untergebrachte Sicherungseinrichtung hinzu, die den gefahrlosen Umgang mit der Handgranate gewährleistet. Im Stiel befindet sich auch die Stabilisierungseinrichtung in Form eines kleinen Fallschirms. Er entfaltet sich nach dem Wurf, bremst die Handgranate und sichert, daß sie in jedem Fall mit der Stirnseite auf die Panzerung auftrifft.

Neben der großen Splitterwirkung der Handgranaten entsteht durch den starken Detonationsdruck auch ein moralisches Moment, das sich lähmend auf den Kampfgeist des Gegners auswirken kann.

Neben den hier genannten Arten gibt es noch die chemischen Handgranaten, die ihrem Verwendungszweck nach in Nebel-, Brand-, Rauch- oder Reizstoffhandgranaten eingeteilt sind. Außerdem gibt es Übungshandgranaten der verschiedensten Form. Sie werden ebenso wie die scharfen Handgranaten gehandhabt. An Stelle der Sprengladung befindet sich eine Übungszündladung. Unterschieden werden sie von den Gefechtshandgranaten durch eine farbliche Kennzeichnung.

Die Handgranaten sind durchaus keine Erfindung von heute. Bereits im 14. Jahrhundert soll es rund vier Kilo schwere und pulvergefüllte Lehm- bzw. Tongefäße gegeben haben, die man als Vorläufer von Handgranaten ansieht.. Etwa dreihundert Jahre später waren an ihre Stelle Hohlgefäße aus Glas, Blei oder Eisen getreten. Diese zwei bis drei Pfund schweren und recht unhandlichen Kugeln wurden von eigens dazu ausgesuchten, stämmigen und starken Grenadieren – auch als Granatiere oder Granadiere bezeichnet – möglichst weit geworfen, um nicht die eigenen Leute zu gefährden.

Obwohl sich die Wirksamkeit dieser Handgranaten oder Handbomben im Verlauf der Jahrhunderte immer wieder gezeigt hatte, geriet diese Nahkampfwaffe bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts mehr und mehr in Vergessenheit. Ihre eigentliche Wiedergeburt erlebte sie im Russisch-Japanischen Krieg. Dennoch wurde sie im ersten Weltkrieg von allen kriegführenden Staaten nur zögernd eingesetzt, und ihre Anfertigung war zumindest in der Anfangszeit nur eine Angelegenheit der Pioniere. Sie stellten sie unter Feldbedingungen provisorisch aus Blechgefäßen (oft Konservendosen) her, die zunächst noch recht abenteuerlich gezündet wurden.

Erst nach und nach ging man in den einzelnen Ländern dazu über, Handgranaten fabrikmäßig zu produzieren. Bis zum Ende der dreißiger Jahre war die Handgranate dann soweit entwickelt, daß man von einer wirksamen und recht sicheren Waffe sprechen konnte. Die mit Zeit- oder Aufschlagzünder ausgestatteten Angriffs- oder Verteidigungshandgranaten hatten ein Gewicht von 600 bis 700 g.

Eine große Bedeutung erlangte die „Taschenartillerie" im zweiten Weltkrieg. Beispielsweise war nach den Erinnerungen Marschall Tschuikows jeder sowjetische Soldat bestrebt, immer fünf bis




Sowjetische Stielhandgranaten
(zweiter Weltkrieg)

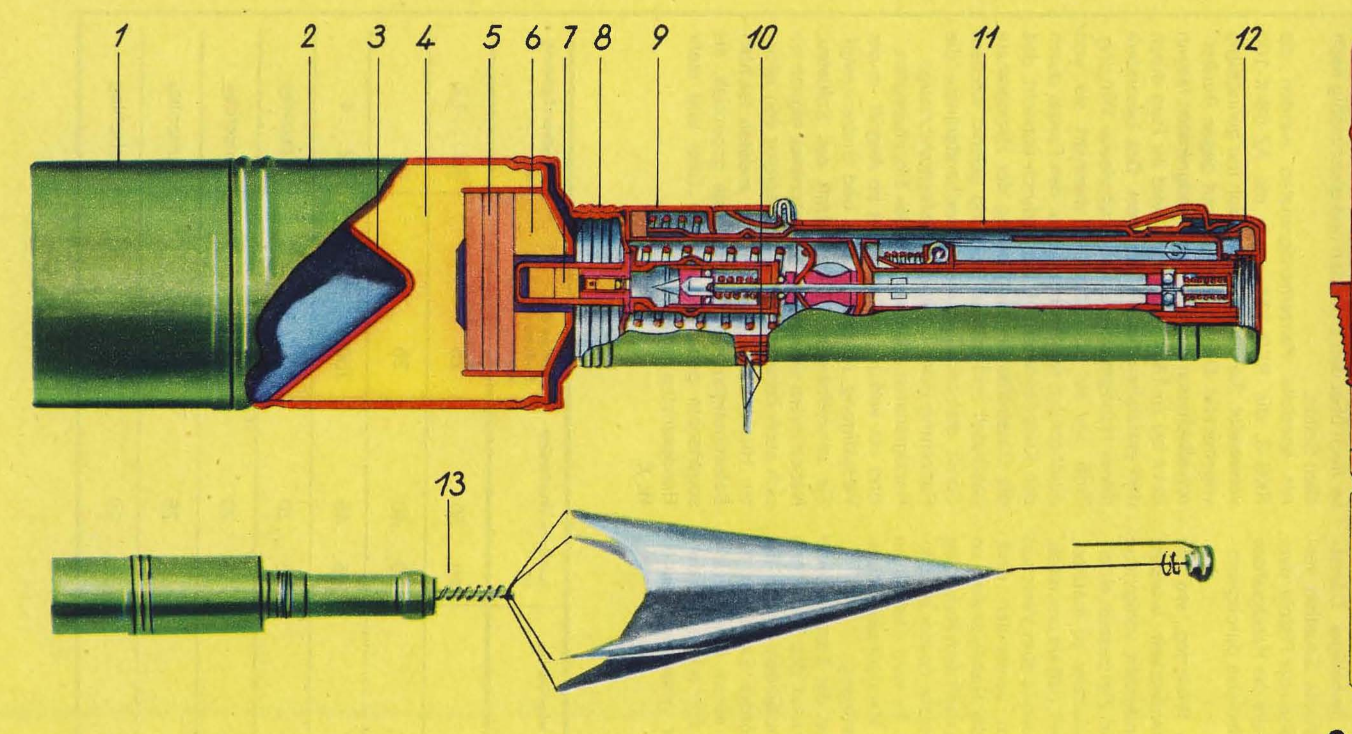
Panzer-
handgranate
RPG-43

Panzer-
handgranate
AZ-58-K-100

F-1
(Verteidigung)

RG-42
(Angriff)

RGD-5
(Angriff)




## Schematischer Aufbau der Panzerhandgranate RKG-3

1 – Handgranatenkörper
2 – Stahlmantel
3 – Kumulationseinsatz
4 – Sprengladung
5 – Zwischenlage
6 – Übertragungsladung
7 – Zentralhülse
8 – Gewindeteil
9 – Stielhülse
10 – Sicherungssplint des Schlagbolzens
11 – Stielgehäuse
12 – Sicherungshaube
13 – RKG-3 im Flug

## Schnitt durch einen Zünder

1 – Zündergehäuse
2 – Schlagbolzen
3 – Schlagbolzenfeder
4 – Sicherungshebel
5 – Aufnahmegewinde
6 – Zündhütchen
7 – Verzögerungsteil
8 – Verzögerungsröhrchen
9 – Sprengkapsel

zehn Handgranaten bei sich zu haben. Im Straßenkampf, in Häusern oder Kellern, beim Sturm gegnerischer Grabensysteme oder bei der Abwehr feindlicher Angriffe waren sie eine beliebte Ergänzungswaffe des Einzelkämpfers. Gerade der zweite Weltkrieg zeigte aber auch: Die Handgranate ist nicht nur eine Waffe des Schützen. Auch der Pionier und Funker, der Panzermann und der Koch, der Artillerist und der Stabsschreiber, der Melder, Kraftfahrer sowie Offizier in beliebiger Dienststellung – sie alle konnten in die Situation versetzt werden, im Nahkampf neben der Pistole, dem Karabiner und der MPi ebenfalls die Handgranate zu ergreifen, um sich beispielsweise durchgebrochener Panzer zu erwehren.

Im Gegensatz zum zweiten Weltkrieg, wo die Handgranaten kaum weiterentwickelt wurden, gibt es seit einigen Jahren Tendenzen, völlig neue Handgranaten zu schaffen. Das Ziel besteht einerseits darin, sie leichter und sicherer zu machen, andererseits soll erreicht werden, daß sie universell, für Angriff und Verteidigung sowie zum Verschuß mit Gewehrgranatgeräten zu verwenden sind. Außerdem ist man bemüht, die Handgranaten so zu konstruieren, daß sie sofort nach dem Aufschlag beim Gegner detonieren, um nicht wieder zurückgeworfen werden zu können. Es wird deshalb an Zündern gearbeitet, die die Handgranate schon nach einer Sekunde im Ziel zerlegen.

Große Aufmerksamkeit richten die Konstrukteure auch auf die Sicherheit während des Transports und bei der Lagerhaltung. Außerdem gehen die Bemühungen dahin, eine höhere Sicherheit für Fälle zu erreichen, in denen einem Soldaten die Handgranate auf den Boden fällt oder aus unterschiedlichen Gründen nicht geworfen werden kann.

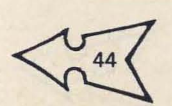
In den Streitkräften der sozialistischen Verteidigungskoalition werden verschiedene sowjetische Handgranatentypen verwendet. Dazu zählen als Angriffshandgranaten die RGD-42 sowie die RGD-5, deren Splitterwirkung sich auf 25 m bzw. auf 15 bis 20 m erstreckt. Die Splitter der eiförmigen und mit stark geriffeltem gußeisernem Mantel versehenen Verteidigungshandgranate F-1 dagegen wirken bis 200 m weit. Dabei fliegen die Splitter flach über den Erdboden und gleichmäßig nach allen Seiten.

Als spezielle Panzerhandgranaten werden die RKG-3, die RKG-3M sowie die AZ-58-K-100 verwendet. Sie unterscheiden sich nur geringfügig voneinander. Diese auch sehr gut gegen Bunkerschießscharten einsetzbaren Handgranaten fliegen etwa bis zu 15 m weit. Dann wird ihr Flug durch den entfalteten Schirm gebremst. Das besondere dieser Handgranaten ist ihre kumulative Wirkung. Trifft sie auf das Ziel, so detoniert sie und durchschlägt die Deckung bzw. den Panzer durch den Kumulationsstrahl, der dadurch entsteht, daß die Gasströme der Hohlladung der Handgranate gebündelt und in eine Richtung gelenkt werden. Somit durchschlägt die Panzerhandgranate die Panzerung jedes beliebigen Gefechtsfahrzeugs.

Handgranaten, die „Artillerie des Einzelkämpfers", sind ein wirkungsvolles Mittel im Angriff, in der Verteidigung, im Orts-, Wald- und Grabenkampf. Sie vervielfältigen die Feuerkraft des Soldaten. Neben ihrem eigentlichen Einsatzzweck eignen sie sich auch hervorragend zur Zerstörung von leichten Hindernissen, Sperren und anderen leichten Befestigungen. Dazu werden sie gebündelt, als sogenannte geballte Ladungen (drei und mehr Handgranaten) eingesetzt.

*W. K.*

| **Handgranate Typ** | **Masse wurffertig g** | **mittlere Wurfweite m** | **Radius der Splitterwirkung m** | **Zündverzögerung s** |
|---|---|---|---|---|
| RGD-5 | 310 | 40...50 | 25 | 3,2...4,2 |
| RG-42 | 420 | 30...40 | 25 | – |
| F-1 | 650 | 35...45 | 200 | 3,2...4 |
| RKG-3 | 1070 | 15...20 | 200 | Aufschlag |
| RKG-3M | 1115 | 15...20 | 200 | Aufschlag |
| AZ 58-K-100 | 850 | 20...25 | 200 | Aufschlag |
| RPG-43 | 1200 | 15...20 | 20 | Aufschlag |






# Bohumil Novotný

Neugierigen Fragestellern tischt er mit Vorliebe die charmante Lüge auf, er freue sich aufs Rentnerdasein, weil er dann nur noch Fische fotografieren werde. Wer ihn kennt, quittiert diese Übertreibung mit nachsichtigem Lächeln – sein rastloser und unstillbarer Drang, das Leben in seiner ganzen Vielfalt mit der Kamera einzufangen und festzuhalten, ist sprichwörtlich. Gegenwärtig ist er jedenfalls noch vielbeschäftigter Bildreporter unserer tschechoslowaki-

# Bohumil Novotný

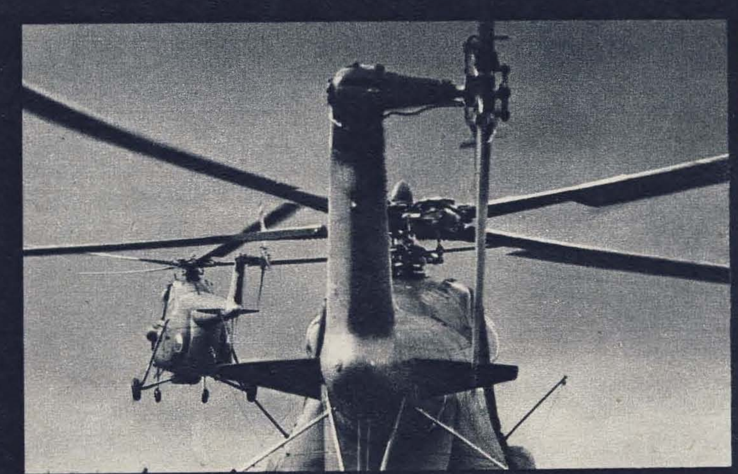
schen Bruderzeitschrift „Zápisník" (Notizbuch). Und im nächsten Monat, zufällig genau am 6. Oktober, dem Tag der Tschechoslowakischen Volksarmee, wird er 50 Jahre alt: Bohumil Novotný. Eine winzige Auswahl aus seinem unübersehbaren fotografischen Schaffen können wir hier nur vorstellen.
Die ersten Aufnahmen schoß Bohumil, wie das meist so ist, als Junge – sein ganzer Stolz damals eine 48-Kronen-Box. Als Buchbinderlehrling frönte er dem Foto-Hobby weiter. Und während des dreijährigen Studiums an der Kunstgewerbeschule, Fachrichtung Grafik, machte er sich auch so ganz nebenbei alle für Atelier- und Laborarbeiten erforderlichen Fertigkeiten zu eigen.
Kein Wunder, daß die Kamera (inzwischen sicher schon eine etwas bessere als die 48-Kronen-Box) zu seiner ständigen Begleiterin wurde. Auch während der Armeezeit. Und waren es anfangs vorwiegend Sportfotos, mit denen er sich in den verschiedensten Zeitschriften erste Sporen verdiente, „entdeckte" der damals Zweiundzwanzigjährige nun für sich die Armee. „Die Dynamik, Mensch–Technik waren für mich neu. Das Leben der Soldaten, ihren persönlichen Einsatz, oft nahe der physischen Grenze, mit dem Objektiv festzuhalten, das











# Bohumil Novotný

reizte mich immer wieder", sagt er selbst. Und blieb der Armee auch nach seiner Dienstzeit treu. Freiberuflich bei „Obrana lidu", und seit nunmehr fast 15 Jahren als Bildreporter bei „Zápisník".

Seine Lieblingswaffengattung: die Luftstreitkräfte. Seine fotografische Stärke: Porträts und Serien, die von dramatischen Ereignissen berichten. Beispielsweise „Abitur im Feuer des Gefechts", für das er 1974 den Grand Prix erhielt. Sein dritter übrigens innerhalb von vier Jahren.

Novotnýs Bilder erscheinen in den verschiedensten Zeitungen und Zeitschriften des In- und Auslandes, sie sind in 16 Büchern veröffentlicht. Neben eigenen Ausstellungen im Lande – zur Zeit zum Thema „Armee und Sport" – ist Bohumil Novotný seit Jahren sehr oft auch international vertreten. Und meist erfolgreich: Ehrenpreis von der Ausstellung „World Press" in Den Haag, Sonderpreis der Interpressfotoschau Berlin. Anläßlich des 30. Jahrestages der Befreiung der ČSSR wurde eine Kollektion der besten Novotný-Fotos in 22 Staaten der Welt verschickt. . .

Gratulation dem „Zápisník" zu einem so erfolgreichen Bildreporter – und dem Akteur zum bevorstehenden Jubiläum vom Kollektiv der AR alles Gute und weiterhin „Gut Licht!"

*G. Schulz*

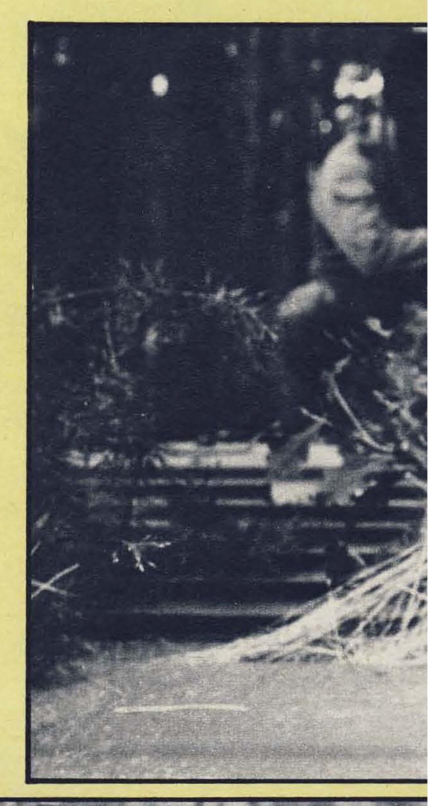

ar


14-02




„Na, alter Fahrerkönig! Dann wollen wir mal ins Gefecht!" Der so frohgelaunt von seinem Kompaniechef Aufgeforderte klettert lächelnd in den Fahrersitz des Schützenpanzers (SPz). „König ist gut", grübelt Unteroffizier Manfred Lohre (auf dem oberen Foto). „Bestimmt erwartet der Leutnant heute wieder 'ne einwandfreie ‚Schicht'. Wo er doch selbst als Kommandant mitfährt." Nicht von ungefähr bestimmte der Kompaniechef diesen SPz zu seinem Führungsfahrzeug bei der heutigen taktischen Bataillonsübung mit scharfem Schuß, da seine „eigene" Maschine andere Aufgaben erfüllt. „Mit Unteroffizier Lohre als bestem Fahrer der Kompanie und dem Soldaten Pioch als vortrefflichen Richtlenkschützen", so seine Worte zum Reporter, „mit diesem ‚Zweigespann' an der Spitze, werde ich die Kompanie gut führen können."
Braunen Buckeln gleich erheben sich niedrige, kümmerlich bewachsene Hügel im schier endlosen, sandigen Gelände.

Langhalmiges Gras und ein paar ausgedörrte Kiefern klammern sich an die Erde. Dazwischen graugrüne Silhouetten. Sie bewegen sich geduckt über den welligen Platz, huschen vor, verharren: Schützenpanzer. Zwischen ihnen größere – T 55. Die warme Luft flimmert, feine Staubschwaden schweben träge dahin.
Der Blick Matthias Piochs (auf den Bildern unten beim Aufmunitionieren der MG-Gurte) durch den Winkelspiegel erfaßt einen kleinen Ausschnitt dieser Szenerie. Aber er sieht









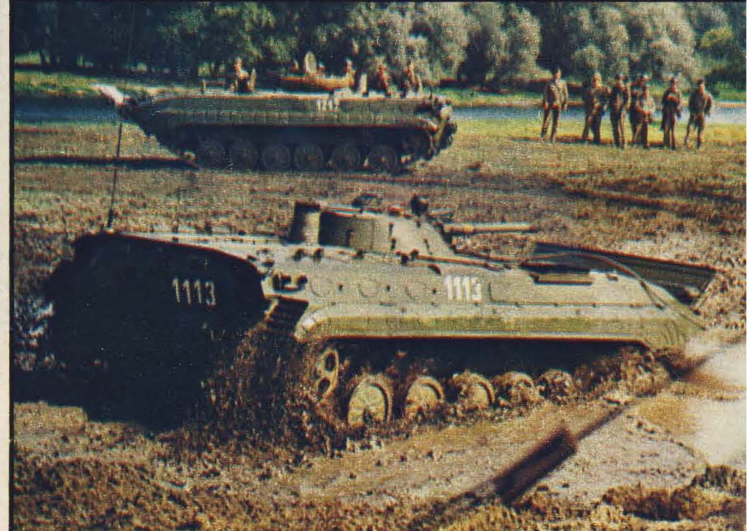
# Zusammenspiel ist alles

*Oberstleutnant Horst Spickereit (Text) und Manfred Uhlenhut (Fotos) beobachteten Schützenpanzer in der Gefechtsausbildung*

auch mehr: plötzlich auftauchende Gräben, versteckte Löcher, die den vorwärts preschenden SPz vielleicht behindern könnten. Und er denkt für Unteroffizier Lohre mit, sitzt dieser doch ein „Stockwerk" tiefer als der Richtlenkschütze und kann die tückischen Hindernisse nicht immer zuerst entdecken. „Nach links! Rechts rüber!" ruft er ihm zu. Lohre weiß sofort, was los ist, umkurvt elegant die Löcher und murmelt anerkennend: „Werd' mich revanchieren."

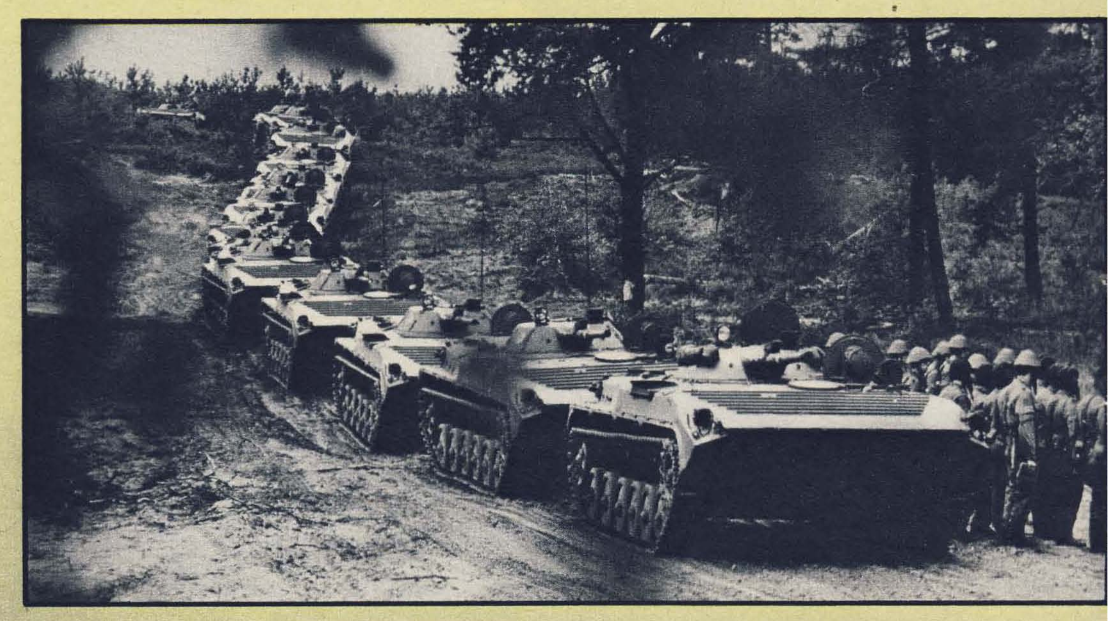
Am Horizont heben sich Ziele ab. SPW-Attrappen, verschwommen in ihren Umrissen. Soldat Pioch erhält eins zugewiesen. Seine Augen wechseln vom Winkelspiegel zum Zielfernrohr, pressen sich an den Gummiwulst, fassen die Konturen auf. In seinem Kopf arbeitet's: Entfernung, Windrichtung, Vorhaltemaß, Haltepunkt... Noch fährt der Schützenpanzer, aber dann gebietet Pioch: „Kurzer!" Kurzer Halt bedeutet das, für den Fahrer das Kommando, zu stoppen. Behutsam tritt Unteroffizier Lohre die Kupplung, ganz langsam drückt das andere Bein das Bremspedal herab. So vorsichtig geführt, rollt das Fahrzeug gemächlich noch 5 bis 6 Meter aus und bleibt dann stehen. Jetzt hat Unteroffizier Lohre für den Soldaten Pioch mitgedacht. Hätte der Fahrer nach dem Haltesignal kräftig das Bremspedal getre-





*Falls ein Motor bockt oder ein Schützenpanzer an der Uferböschung aufsitzt: Ein Bergefahrzeug, hier dei Schwimm-SPW-50PK, ist sofort zur Stelle (Foto rechts).*





ten, so wäre das Fahrzeug zwar sofort stehen geblieben. Aber wie: Noch einige Male kräftig wippend und so dem Schützen das Ziel völlig aus den Augen verlieren lassend. Nun aber hat Genosse Lohre Zeit gewonnen. Wertvolle Sekunden für das Kampfkollektiv und für den Richtlenkschützen oben im Turm. Pioch braucht sie nötig, um das Ziel jetzt genau anrichten und vernichten zu können. Nur wenige Sekunden darf der SPz stehen bleiben. Fingerspitzen drehen am Richtmechanismus, der Daumen drückt ein Knöpfchen. Der Schuß bricht. Weiter geht's . . .

Noch dreimal muß Soldat Pioch so seine Schießkunst beweisen. Ob mit Granate oder Panzerabwehrlenkrakete, ob bei schneller Fahrt oder beim langsamen Vorrücken, jedesmal ergänzen sich auf diese Weise der Richtlenkschütze und der Fahrer vortrefflich.

Die beiden beherrschen ihre Technik ausgezeichnet. Sie harmonieren nicht nur auf dem Gefechtsfeld, erzählt mir später der Kompaniechef. Das ist auch in der Kaserne zu bemerken, im Park zum Beispiel. Wenn da der Schützenpanzer gewartet und wieder auf Vordermann gebracht wird, wurstelt keiner für sich alleine hin. Da macht es dem Soldaten Pioch nichts aus, auch mal den Motorraum mit zu reinigen, wie umgekehrt Unteroffizier Lohre keine Perle aus seiner (Fahrerkönig-)Krone fälllt, wenn er die Kanone durchzieht. „Wir sind doch eine Besatzung", sagen sie. „Wenn einer Feierabend hat, soll ihn auch der andere machen können."

Gefechtspause. Gelegenheit für den Reporter, das Zusammenwirken beider während der Übung zu loben. „Gutes Zusammenspiel ist alles", erzählen sie mir, „nur so kann man die Aufgaben lösen." Und dann, als hätten sie sich zu sehr in den Vordergrund gedrängelt, zeigen



*Aus dem Innern des Schützenpanzers wird die Panzerabwehrlenkrakete auf den Starttisch geschoben und kann sogleich abgeschossen werden. Ihr Flug ist auf dem unteren Foto zu erkennen.*



sie auf ihren SPz. „Der ist Klasse." Manfred Lohre kommt ins Schwärmen: „Schnell wie ein Auto, wendig im Gelände, technisch ausgeklügelt. Ich habe keine Schwierigkeiten mit ihm." „Und die Feuerkraft!" ergänzt Matthias Pioch, „nicht übel! Ich brauche nicht zu laden, alles automatisch." Nun gut, sage ich, vieles sei mechanisiert, aber die Arbeit auch der modernsten Maschine hänge nun mal von der Fingerfertigkeit und dem Augenmaß des Kämpfers ab. Und hier wären sie beide Meister. Nicht nur heute, wie's mir der Kompaniechef bestätigt hatte. Verlegen blickt Unteroffizier Lohre auf den Boden. Er spricht langsam, der 21jährige Baumaschinist aus Bad Salzungen. „Die Maschine ist Qualitätsarbeit. Sie will auch mit Qualität geführt werden. Deshalb sehe ich zu, daß ich das Beste aus ihr raushole." Und auch Pioch, ein ruhiger Soldat, zwanzig Jahre, Baufacharbeiter, im Thüringschen Schmiedefeld am Rennsteig beheimatet, braucht etliche Sekunden, ehe er den Mund aufmacht. „Wenn ich etwas gelernt habe, dann möchte ich auch zeigen, was ich kann. Das ist im Beruf genauso. Ich mache da keine Unterschiede. Hier wie dort heißt es: Qualitätsarbeit." Qualitätsarbeit. Das bedeutet für sie auch, ihre Erfahrungen anderen zu vermitteln. So wie jetzt vor dem zweiten Teil der Übung. Ein Fluß ist zu überqueren. Direkt aus dem Marsch heraus müssen die Schützenpanzer ihn durchschwimmen. „Lori, wie ist das mit dem Schalten? Und mit diesem. . . ?" Unteroffizier Lohre wird nicht müde, den Jüngeren Hinweise zu geben. So war es in den vergangenen fünf Monaten, wo er, eingesetzt als „Technischer Offizier" der Kompanie, sich um alle Fahrer zu kümmern hatte, so ist es auch heute, wo er wieder Gleicher unter Gleichen ist. Silbern schimmert der Fluß zwischen Sandhügeln und Bäumen hindurch. Nur kurz können die heranbrausenden SPz „verschnaufen", dann heißt's „Vorwärts!" Luftansaugstutzen ausfahren – Wellenabweiser abklappen – Lenzpumpen einschalten – Motorschutzventile öffnen. Manfred Lohre denkt an alles. Seine Gedanken arbeiten: Schnell noch einen Orientierungspunkt am jenseitigen Ufer sich merken und dann: Hinein! Zweiter Gang, dritter Gang, Lenkhebel leicht nach rechts, so, jetzt schwimmen wir etwa 30 Grad zum Fluß. Motordrehzahl? In Ordnung. Überall gleichmäßige Geräusche. Auf dem Wasser alles in Butter? Matthias Pioch bestätigt es. Prima, daß der da oben auch auf alles achtet. Achtung! Das Ufer! Im rechten Winkel ranfahren. Verdammt, die Strömung drückt hier aber! Hoffentlich geraten wir nicht in ein Schlammloch. Da! Der Motor tourt leicht ab. Die Ketten haben Boden gefaßt. Zweiter Gang rein. Nur nicht abwürgen! Der Schützenpanzer erhebt sich, er klettert hoch, wir sind oben – Geschafft! Lästig schüttelt der SPz die restlichen Wassertropfen von sich, donnert davon. Ihm folgen die anderen Fahrzeuge. „Einwandfrei, Lohr!" kommt's über Bordsprecher vom Kompaniechef. „Bist eben ein alter Fahrerkönig." Aber den letzten Satz laut auszusprechen, verkneift er sich diesmal.







# W. Perejaslawez: „Nach dem Flug", Öl

*Im Bestreben, die „AR-Bildkunst" möglichst vielseitig anzubieten, erfreut sich das Soldatenmagazin der Unterstützung von Bruderzeitschriften. So auch im Falle unseres heute vorgestellten Gemäldes, dessen Foto-Reproduktion uns aus Moskau von den Genossen der Redaktion „Snamenosez" zugesandt wurde.*

*Es ließ sich nicht einrichten, daß der Autor dieser Zeilen das Gemälde im Original sehen konnte, was für eine Bildbetrachtung von großer Wichtigkeit ist. Aber das Bild wird gerade irgendwo in der Sowjetunion ausgestellt, wie das mit sehr vielen Kunstwerken geschieht. Aussteller ist der sowjetische Kunstfonds, eine Einrichtung des Künstlerverbandes der UdSSR.*

*Ich will das hier kurz erklären.*

*Viele sowjetische Künstler erhalten vom Kunstfonds Aufträge. Die besten Werke treten dann ihre Reise durch das weite Sowjetland an. Da gibt es Überblicksausstellungen, in denen die Kunst der einzelnen Sowjetrepubliken gezeigt wird, des weiteren aber auch thematische sowie kunstspezifische Ausstellungen über Malerei, Grafik, Plastik, Plakat oder Kunsthandwerk, die oft mehrere Jahre unterwegs sind. Auf diese Weise ist es Millionen Besuchern möglich, Meisterwerke der zeitgenössischen sowjetischen Kunst im Original zu sehen.*

*Es ist nicht schwer zu begreifen, daß diese kostenaufwendige Kunstverbreitung in der Sowjetunion notwendig ist: Die oft riesigen Entfernungen zwischen den Städten, aber auch die Grundprinzipien der Nationalitätenpolitik – ich erinnere nur an die Gleichberechtigung der Nationalitäten, nationalen Minderheiten usw. – machen es erforderlich, daß die Kunstwerke durch die Lande wandern und nicht die Menschen. Das ist in der DDR natürlich nicht in dem Maße notwendig. Und es kann hierzulande jedem Bürger zugemutet werden, Kunst auch in zentralen Ausstellungen zu besichtigen, z. B. die aller vier Jahre stattfindende Kunstausstellung der DDR in Dresden.*

*Das Gemälde von W. Perejaslawez ist auf Leinwand gemalt. Der Maler hat eine dem menschlichen Organismus wohltuende Situation eingefangen: Vier Soldaten der Luftstreitkräfte beim Duschen. Der Vorgang spielt sich im Freien ab – möglicherweise während einer Übung fern des Heimatflugplatzes, die Improvisation bedingt. Saftig grünes Laub bildet den Hintergrund der drei nackten athletischen Körper. Blaue Wasserstrahlen spritzen aus den Duschsieben – es wird vermutlich kaltes Wasser sein. Das ist ein gutes Gefühl für die strapazierten Männer.*

*Dem Maler bietet diese Szene Gelegenheit, das Spiel des Lichtes auf den Leibern mit allen malerischen Reizen zu beobachten und auf das Bild zu übertragen. Dabei verzichtet er auf lineare Zeichnungen – er modelliert alles mit der Farbe, läßt so Körper, Knochenbau und Muskulatur erkennen. Gegen das vibrierende Farbspiel bietet die schützende helle Bretterwand stabilisierende Ruhe. Davor steht ein Flugzeugführer im geöffneten Druckanzug. Ein blaues Hemd sticht hervor und schafft im Zusammenspiel mit dem Rot und Gelb der Badehosen einen heiteren Dreiklang. Der Bekleidete scheint auf die Kameraden zu warten, deutet wohl an, daß der Dienst nach der Erfrischung weitergehen wird. Vielleicht aber steht er auch abrufbereit und kann sich deshalb das Vergnügen seiner Genossen noch nicht gönnen.*

*Man kann sich nun fragen: Warum ist das Duschen malenswert? Jeder Bildbetrachter muß sich die Frage selbst beantworten, und die Antworten werden sicherlich vielfältig sein. Ich würde sagen, daß es in den Ländern des Sozialismus zum Anliegen der Künste gehört, die Menschen in ihrem verdienten Wohlbefinden und Genießen zu entdecken und es ihnen zu bestätigen. Auch darin widerspiegelt sich das positive Verhältnis der Künstler zur Gesellschaft. Gerade im militärischen Bereich stehen hier noch interessante Entdeckungen aus. Ein Grund mehr, am Werk des sowjetischen Künstlers Gefallen zu finden und ihm dafür dankbar zu sein.*

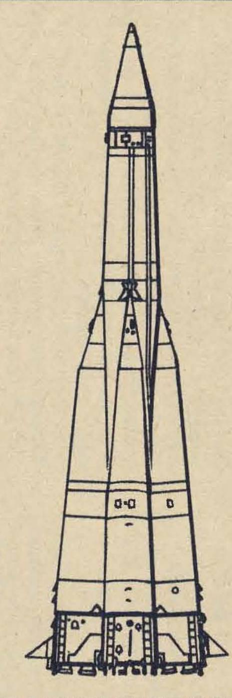
Günter Meier
Diplom-Kunsthistoriker

## Trägerrakete Sputnik (UdSSR)

Technische Daten:

| | |
|---|---|
| Stufenzahl | 2 |
| Höhe mit Nutzlast | 30 ... 32,5 m |
| max. Durchmesser (über Stabilisierungsflächen) | 10,3 m |
| Leermasse | 23 ... 25 t |
| Treibstoffmasse | 260 ... 265 t |
| Startmasse | 285 ... 290 t |
| Schub 1. Stufe | 4×102=408 Mp |
| 2. Stufe | 96 Mp |
| Startschub | etwa 500 Mp |
| Einsatz | 1957–1958 |

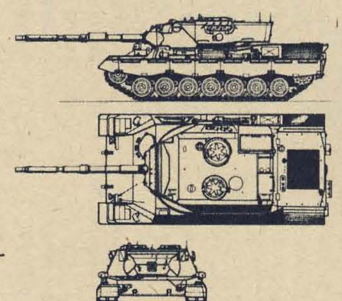
Diese Trägerrakete brachte am 4. Oktober 1957 „Sputnik 1", den ersten künstlichen Erdsatelliten, auf seine Umlaufbahn. Aus diesem Typ wurden mehrere drei- und vierstufige Versionen für verschiedene Einsatzzwecke abgeleitet. Die Nutzmasse der zweistufigen Version betrug rund 1,5 t für Erdumlaufbahnen. Beide Stufen besitzen Flüssigkeitsantrieb. Beim Start werden Erst- und Zweitstufe gemeinsam gezündet; die zweite Stufe arbeitet nach Brennschluß der ersten noch weiter.







## Panzer Leopard A3 (BRD)





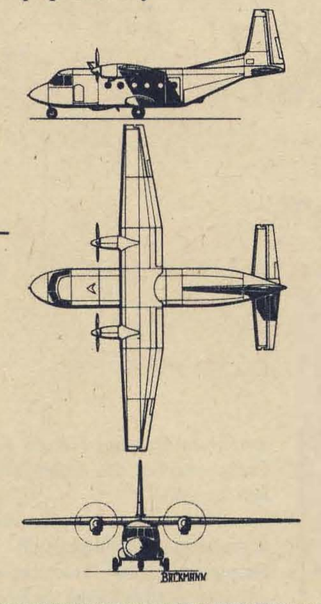
Taktisch-technische Daten:

| | |
|---|---|
| Gefechtsmasse | 42,4 t |
| Länge m. Rohr | 9540 mm |
| Breite über Kettenblenden | 3370 mm |
| Höhe bis Oberkante Zielgerät | 2620 mm |
| Bodenfreiheit | 440 mm |
| Höchstgeschwindigk. | 65 km/h |
| Motor | 10-Zyl.-4-Takt-Mehrstoffmotor MTU MB 838 CA M 500, 830 PS |
| Tankinhalt | 985 l |
| Fahrbereich Straße | 600 km |
| Watfähigkeit | 2250 mm |
| Bewaffnung | 1 Kanone 105 mm; 1 MG; 1 Fla-MG je 7,62 mm |
| Besatzung | 4 Mann |

Der Kampfpanzer A3 ist die Ausführung des Typs mit geschweißtem Turm und in Schottbauweise. Gegenüber den Versionen A1 und A2 unterscheidet er sich hauptsächlich durch den langgestreckten Turm mit Winkelspiegel, Kettenblenden und die Wärmeschutzhülle um das Rohr. Die Kettenblenden sollen ein Aufwirbeln von Wasser, Staub und Schnee verringern, die Wärmeschutzhülle soll das einseitige Abkühlen oder Erwärmen des Rohres verhindern.

AR 9/76 TYPENBLATT FLUGZEUGE

## Transportflugzeug CASA 212 Aviocar (Spanien)





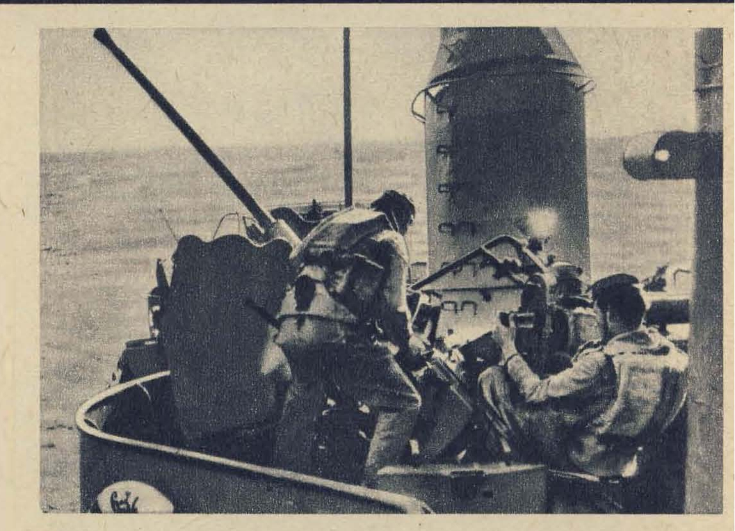
**Taktisch-technische Daten:**

| | |
|---|---|
| Spannweite | 19,00 m |
| Länge | 15,20 m |
| Höhe | 6,30 m |
| Startmasse | 6300 kg |
| Nutzlast | 16 Fallschirmjäger od. 2000 kp Fracht |
| Höchstgeschwindigk. | 360–400 km/h |
| Steigleistung | 8,4 m/s |
| Gipfelhöhe | 7500 m |
| Reichweite | 2300 km |
| Triebwerk | 2 PTL Garrett TPE 331, je 770 PS |
| Besatzung | 2 Mann |

Das leichte STOL-Transportflugzeug wurde in Zusammenarbeit mit dem BRD-Konzern MBB geschaffen und soll vor allem in der spanischen Luftwaffe die veralteten Transporter Ju 52/3 m, DC-3 und CASA 207 Azor ablösen. Die zivile Version ist für 18 Passagiere ausgelegt, auch kann die Maschine für Luftbildaufgaben eingesetzt werden.

AR 9/76 TYPENBLATT ARTILLERIEWAFFEN

## 25-mm-Flak 84-KM (UdSSR)



**Taktisch-technische Daten:**

| | |
|---|---|
| Kaliber | 25 mm |
| Länge des Rohres | 1915 mm |
| Masse des Geschützes in Gefechtslage | 835 kg |
| Masse des Patronenrahmens m. Patronen | 5 kg |
| Höhe des Geschützes in Gefechtslage | 1310 mm |
| Anfangsgeschwindigkeit | 910 m/s |
| max. Schußweite | 2600 m |
| Praktische Feuergeschwindigkeit | 240 Schuß/min |
| Geschoßmasse | 0,28 kg |

Die Bordflak/Einzel 84-KM ist eine automatische Waffe zur Bekämpfung von Luft- und Seezielen. Das Geschütz gestattet Einzel- und Dauerfeuer. Es ist so konstruiert, daß das Feuer automatisch fortgesetzt werden kann, sobald ein neuer Patronenrahmen eingeführt ist, ohne die Waffe nochmals zu spannen. Der einfache Aufbau des Geschützes, die geringe Masse, die hohe Leistungsfähigkeit beim Schießen und die einfache Bedienung ließen sie zu einer von den Bedienungen beliebten Waffe werden.

# Vom Kleinen, das zum Großen gehört...

Ich hatte Mühe, auf der Karte das winzige Dorf zu finden. Nach dreimaligem „Verfransen" erreichte ich es endlich. Nun brauchte ich bloß noch nach einer relativ neuen und gut befestigten Straße zu suchen. Ohne herum zu fragen fand ich auch diese. Sie führte mich zum endgültigen Reiseziel – einer Funktechnischen Kompanie. Ein mit Schlüsseln klappernder und MPi bewehrter Wachposten kontrollierte meine Dokumente und teilte mir dann mit, daß ich schon erwartet würde. Letzteres freute mich sehr, denn damit beweist sich, daß der Informationsweg vom Kommando der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung bis in eine sehr abgelegene Kompanie tadellos funktioniert. Aber nur der Laie empfindet darüber Freude. Für den Fachmann hat das selbstverständlich zu sein.





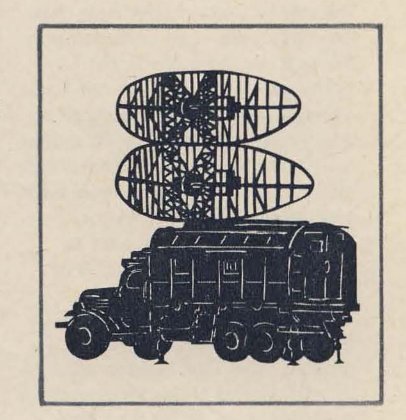
Eine blitzsaubere Dienststelle. Der Kommandeur scheint auch Blumen zu lieben. Erwartet wurde ich vom Stellvertreter für politische Arbeit, Hauptmann Heinze. Herzlich willkommen! Das war keine Floskel. Die Herzlichkeit spürte ich überall während meines Aufenthaltes in dieser kleinen Einheit, die, wie ich bald erfuhr, Großes zu leisten hat und auch kontinuierlich leistet.

Ich bildete mir ein, selbst der Koch gab sich mir zu Ehren besondere Mühe. Das war aber ein Irrtum. Gutes Essen ist alltäglich. Das Lob- und Beschwerdebuch war fast vollgeschrieben. Lob überwog bei weitem.

Läßt man nun den Blick – spätestens beim Kompott – im Speiseraum spazierengehen, entdeckt man etwas, was man nicht überall in NVA-Speiseräumen zu sehen bekommt. An den Wänden hängen Bleistiftzeichnungen, Silhouettenschnitte von verschiedenen Waffensystemen, Stilleben. Stolz erklärt mir Hauptmann Heinze, das sei das Werk jener, denen ich über die Schulter schauen möchte – der

Genossen des Schnitz- und Zeichenzirkels. Leiter ist Unteroffizier Jaschke, der zugleich auch Mitglied der Zentralen Arbeitsgemeinschaft Bildnerisches Volkskunstschaffen des Kommandos LSK/LV ist. Sein dort erworbenes Wissen übertrage er auf die mal- und schnitzfreudigen Soldaten hier in der Kompanie. So habe seine Teilnahme in der ZAG Breitenwirkung. Im Kompanieklub, im Zimmer des Kompaniechefs und im Gefechtsstand hängen die Werke dieser Genossen. Das Graphische trägt die Initialen von Unteroffizier Jaschke. Er und die Schnitzer bildeten erst später eine Kooperation. Der Zufall und auch Neugierde führten dazu.
Ich lernte den Gefreiten Sammler kennen. Als er als Neuer in die Kompanie kam, sahen seine Stubengenossen mit Erstaunen unter seinen persönlichen Habseligkeiten Schnitzmesser der verschiedensten Art, denen man ansah, daß sie älter sind als sein Besitzer. „Ich habe sie von meinem Vater bekommen. Er ist Tischlermeister. Bin also zwischen Hobelspänen aufgewachsen." Genosse Sammler hatte nicht die Absicht, mit solch einer guten Ausrüstung etwas Künstlerisches zu schaffen. Er schnitzte einfach gern, wenn er ein geeignetes Stück Holz zwischen die Finger bekam.
„Berühmt" wurde er in der Kompanie jedoch sehr schnell durch seine Briefsiegel. Als er mir das erzählte, habe ich wohl doch ein verständnisloses Gesicht gemacht. Er erklärte mir also die Siegelproduktion. Holz, Zinn, Kalkstein sind die Rohmaterialien. Auf eine kleine Fläche werden Tiermotive oder Initialen eingeritzt und eingeschnitzt. Somit entsteht etwas Individuelles, Einmaliges für den Besitzer eines solchen Siegels. Der Bedarf in der Kompanie war groß, und fortan waren die meisten Briefe auf diese besondere Art gekennzeichnet. Eines Tages hatte Genosse Sammler die Nase voll und sagte: „Versucht es doch selbst. Ich habe keine Zeit mehr dafür. Mein Werkzeug stelle ich euch gern zur Verfügung." Einer, der es mit Erfolg versuchte, war der Gefreite Both. Ein anderer Soldat Müller.
All das blieb dem Kompaniechef nicht verborgen. Er streckte eine lenkende und helfende Hand aus. „Wie wär's, Genosse Sammler, wenn Sie mal was Bleibendes schaffen würden?" Ich muß hier einfügen, daß Kompaniechef Major Pawlowski schon viele Bestentitel für seine Kompanie verbuchen konnte. Tiefer dahintergeleuchtet, erkennt man, daß Strenge, eigene Vorbildlichkeit, hohe Forderungen an sich und seine Genossen, aber auch Gefühl

*Studien von Unteroffizier Jaschke (rechts) werden diskutiert. Links Soldat Müller, in der Mitte Gefreiter Sammler*

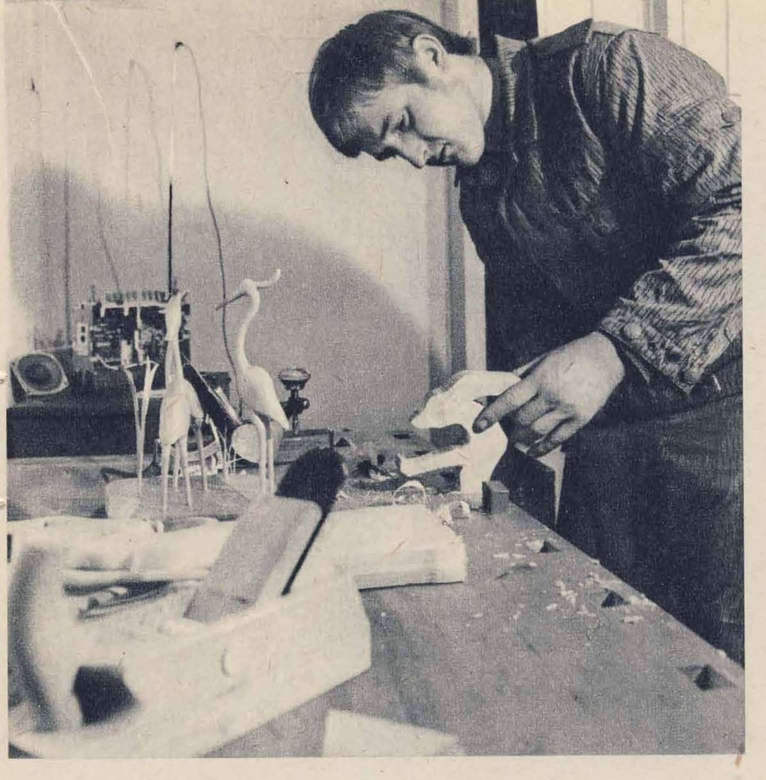


und Gespür für Musisches zu einem festen Kampfkollektiv führten. Deshalb war und ist es für ihn keine unwichtige, nebensächliche Sache, wenn er sich um Hobbys seiner Genossen kümmerte und kümmert. „Diensthabendes System, Ausbildung und was da noch so alles drum und dranhängt, dürfen einen Kommandeur nicht den Blick für das scheinbar Kleine trüben." Diese Grundhaltung von Major Pawlowski war auch ausschlaggebend, daß er sich mit dem Gefreiten Sammler unterhielt und ihm einen laienkünstlerischen Auftrag gab. Diktiert wurde dieser erste Auftrag ein wenig vom Hobby des Kompaniechefs, der leidenschaftlicher Taubenzüchter ist.
„Wie wär's, wenn Sie ein Relief von einer fliegenden Taube schnitzen würden? Das ist, finde ich, immer ein faszinierender Anblick." Der Gefreite freute sich sehr über das Interesse des Majors, hatte aber auch so seine Bedenken: „Ich habe natürlich so etwas noch nie gemacht. Außerdem brauche ich abgelagertes und weiches Holz dazu." Der Major ließ dem Gefreiten nun keine Ruhe mehr. Zunächst schleppte er Fachbücher mit Fotovorlagen heran. Beide suchten sie dann nach geeigneten Flugphasen von Tauben. Das war nicht so sehr das Problem. Ich erwähne es auch nur, um die Nähe des Major Pawlowski zum Leben und zu seinen Unterstellten deutlich zu machen.
Der Tischlersohn Sammler kam in Sachen Holz kein Stück weiter, obwohl er im Dorf herumfragte. Wieder sprang Major Pawlowski in die Bresche. Er ist im Dorf eine Autorität. Sehr eng und freundschaftlich sind die Beziehungen zwischen den Genossen der Dienststelle und der Bevölkerung. Major Pawlowski hatte auch gleich den richtigen Zielpunkt: den Gastwirt Albert Schulz. In dessen alter Scheune lagerten einige geeignete Bohlen. Es bedurfte nur



weniger freundlicher Worte und einer kurzen Erläuterung des Zwecks – und schon gehörte das Holz den Soldaten.
Von nun an saß der Gefreite Sammler – von Neugierigen umringt – und schnitzte, wenn er dienstfrei hatte. „Es machte mir riesigen Spaß. Allerdings hatte ich immer noch ein paar Beklemmungen. Mir schien, daß der Kompaniechef mir doch ein wenig zu viel zugemutet hatte. Unteroffizier Jaschke half mir beim Aufriß. Er hat viele technische Kenntnisse durch seine Schulungen in der ZAG. Das war dann auch der Grundstein für eine Kooperation. Wir nannten unser kleines Kollektiv ganz kühn ‚Zirkel für bildnerisches Volkskunstschaffen'. Aber der Name macht es ja nicht. Wichtig war, daß es weiter ging, wir Freude an unserem Hobby hatten und andere dafür begeistern konnten. Viele kamen nur gucken, einige wenige blieben."

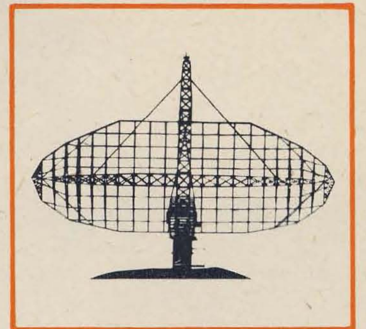
Das war der Anfang. Das Taubenrelief hängt nun im Klub der Kompanie und wird immer Zeugnis der Freizeitarbeit einiger Genossen sein. Der Ruf des Gefreiten Sammler war damit auch über die Kompaniegrenzen begründet. Er drang bis zum Stab des Bataillons. Von dort kam dann auch der nächste Auftrag – ein Symbol der Waffengattung zu schnitzen. Während meines Besuchs war dieses neue Werk bereits halb fertig.
Ich sagte schon anfangs, daß noch der Gefreite Both und Soldat Müller es aktiv mit den Schnitzmessern versuchten. Der Gefreite Both gab sein Debüt im Zirkel mit einem kräftigen Schnitt in den Finger. Das hielt ihn aber nicht davon ab, weiter zu machen. Kleine Figuren entstanden auch bald unter seinen Händen. Inzwischen hat diese Gruppe auch einen Raum, wo ihre Werke und Entwürfe entstehen, wo Halbfertiges dem kritischen Auge zugänglich ist, wo



Das neueste Werk des Gefreiten Sammler, ein Staatsemblem der DDR, vorgesehen als Wandschmuck für den Klub der Kompanie.

Soldat Müller bei Vorarbeiten zu einem Tiermotiv an der Hobelbank.







auch diskutiert wird.
Soldat Müller, der Vierte im Bunde, brachte schon etwas von zu Hause mit: Er ist von Beruf Prothesenbauer. Ein seltener und gefragter Beruf, wie er mir sagte. Sehr großes handwerkliches Geschick ist dazu vonnöten, und natürlich Kenntnisse in der Holzverarbeitung.
Soldat Müller schnitzt vorwiegend Tiermotive und besonders Kraniche. Ich fragte ihn, ob das einen besonderen Grund hätte.
„Ich bin am Ufer der Müritz geboren und immer viel auf dem Wasser. Dabei beobachte ich gern Wasservögel. Ich liebe meine Heimat. Daher die Kraniche in den verschiedensten Variationen."
Der Gefreite Sammler hat an den Vögeln von Soldat Müller lediglich auszusetzen, daß sie alle lackiert sind. „Dadurch sieht das so – na, so nach ‚Gruß von Hiddensee' aus, wenn Sie verstehen, was ich meine." Ich verstand ihn. Aber Soldat Müller hatte da auch seine Argumente. Das Holz würde ohne eine solche Lackschicht unansehnlich werden. Sie sind kritisch untereinander und helfen sich damit. Und ich habe bemerkt, daß sich diese kritische Verhaltensweise auch im Dienst, auf der Funkmeßstation, fortsetzt. Unteroffizier Jaschke, als „Vater" des Ganzen, wird bald „Waisenkinder" zurücklassen. Wichtige Gründe erfordern eine Versetzung in eine andere Dienststelle. Wenn diese Zeilen erscheinen, wird hoffentlich schon wieder ein anderer dieses kleine Kollektiv weiterführen und fördern.
Einem guten Bekannten erzählte ich von diesen Genossen. Der meinte (er hatte achtzehn Monate als mot. Schütze gedient): „Was soll das? Die sollen lieber die Zeit für die Erhöhung der Gefechtsbereitschaft nutzen. Die Amee ist schließlich kein Freizeitverein."
Ich konnte diesem Gefreiten d. R. nur sagen, daß alle vier Genossen zu den Besten der Kompanie gehören, ihre Aufgaben im DHS ausgezeichnet realisieren. Und ich wage zu behaupten, vielleicht auch gerade deshalb, weil der Dienst an der Waffe Menschen benötigt, die mitdenken und auch Gefühl einbringen können. Dieser Meinung sind übrigens auch Major Pawlowski und Hauptmann Heinze.

*Major Wolfgang Matthèes*



Regina Fischer

# Wüstling

Untersteh dich, Unverschämter!
Laß ja meinen Rock in Ruh',
weil ich sonst ganz böse werde,
denn die Leute sehen zu.

Laß das Spielen mit den Haaren,
hör auch mit dem Säuseln auf.
Muß ich alles zweimal sagen?
Kommst du von allein nicht drauf?

Nimm die Hand von meinem Mieder,
laß die Bluse lose sein,
denn was ich darunter habe,
gehört nur einem ganz allein.

Doch wenn ich mit meinem Liebsten
bald am Strand spazieren geh',
kannst du all die Dinge treiben,
die ich jetzt nicht zugesteh'.

Spiel von mir aus mit den Haaren,
leg die Hand auf meine Brust,
weil du dann doch nur das Beben
für den and'ren spüren mußt.

Säus'le nur solang du Lust hast,
von Liebe und Verlangen dann,
weil ich schon bei der nächsten Düne
meinen Liebsten küssen kann.

Ich hab dich lieb, laß mich noch sagen,
küß, wenn du willst, schnell meinen Mund.
Genügt dir das, du loser Bruder,
du Casanova, Himmelhund?

Du brauchst auf mehr nicht lang zu warten,
bald kommt mein Liebster heim von See. –
Du lieber, loser, böser Wind,
laß mich in Ruhe jetzt – und geh!

# DIE BRÜCKE

In die idyllische Ruhe am Fluß dringt ein leises Brummen. Dann schiebt sich ein SPW über die Krone des Deiches. Langsam, oft verdeckt durch Büsche, rollt er in Richtung Wasser, stoppt in angemessener Entfernung vom Ufer. Die Soldaten, die bis dahin den Uferabschnitt durch die Kampfluken beobachtet hatten, sitzen rasch ab, gehen in Deckung. Leutnant Udo Franz gibt seinen Pionieren mit der Hand ein Zeichen: Die Aufklärung des Ufers nach Minen beginnt. Während sich Soldat Gerd Niekamp und seine Genossen mit Minensucheisen und -suchgeräten parallel zum Ufer langsam vorwärtstasten, suchen zwei Pioniertaucher die Uferböschung unter Wasser ab und markieren mit Schwimmballons vom „Gegner" versenkte Stacheldrahtrollen und verschweißte Eisenträger.
„Achtung! Mine!" – Der Ruf von Soldat Niekamp wirkt auf alle wie ein Befehl, sich an die Erde zu pressen und zu verharren, bis der Genosse die Mine sorgsam mit den Händen aus dem Ufersand gewühlt und entschärft hat. So geht das Dutzende Male in kurzer Zeit. Die Aufklärer haben inzwischen Unterstützung von mehreren PS erhalten. Unteroffizier Friedhelm Schmidt schleppt mit seiner Universalpioniermaschine DOK die von den Tauchern ausgemachten Hindernisse aus dem Wasser. Dann kann Leutnant Franz über Funk melden: „Ufer minenfrei!"
Dieses Kommando löst Bewegung am Ufer aus: Pontoniere aus der sowjetischen Einheit Pawlow sowie aus den NVA-Truppenteilen „Ottomar Geschke" und „Johann Philipp Becker" wollen beim gemeinsamen Brückenbau den Fluß bezwingen. Und zwar in Rekordzeit. Als Wegbereiter für die kämpfende Truppe wissen sie, daß hierbei eingesparte Sekunden sich für viele Einheiten bei der Erfüllung ihres Kampfauftrages auszahlen werden.
Oberstleutnant Erich Konow und Gardeoberstleutnant Leonid Pawlow, die beiden Bataillonskommandeure, einigen sich auf einfache Weise über den genauen Ablauf der Arbeiten. Mit dem Finger flüchtig in den Sand gezeichnete Bauabschnitte der Einheiten und die Bewegungsrichtungen beim Koppeln der Brückenteile sind jedem von ihnen sofort verständlich. Beide sind alte Hasen im Pontonbrückenbau. Der sowjetische Offizier hat gar das 20. Jahr damit zu tun und behauptet mit seiner Einheit im sozialistischen Wettbewerb seit langem die Position als „Bestes Bataillon". Dem stehen die NVA-Einheiten keinesfalls nach.
Der Befehl zum Brückenschlag wird in russisch und deutsch gegeben. Und schon beginnen die Stoppuhren zu ticken. In langen Kolonnen rollen die schweren KrAZ-214 mit den Pontons an die sandige Böschung. Die Fahrzeuge wenden zügig eins nach dem anderen, schieben sich rückwärts ins seichte Wasser und werfen oft erst, wenn das schlammige Naß schon um das Fahrerhaus quirlt, ihre Last ab. Das Wasser um die Pontons spritzt und schäumt, wenn die Brückenteile auseinanderklappen. Langsam wühlen sich dann die KrAZ auf festen Boden vor; immer noch durch das Dämpferseil wie durch eine Nabelschnur mit dem Ponton verbunden.
Unterstrom haben die Pioniere der Kompanie Thorau Komplikationen. Nahezu 90 Prozent der Kfz bleiben im Schwemmsand der Uferböschung stecken. Das Bergekommando muß sie herausziehen. Das bringt Zeitverlust, da die Pontons nicht sofort gekoppelt werden können. Ein Stück stromauf hat die Kompanie von Oberleutnant Dieter Kruschel ein hohes Tempo vorgelegt. Doch obwohl diese Kompanie und die oberstrom handelnden Soldaten von Gardeoberleutnant Alexander Pulym, begünstigt durch bessere Uferbeschaffenheit, im Vorteil sind, legt der 86 Meter lange Brückenteil von Oberleutnant Gerd Thorau als erster vom Ufer ab. Wie konnte der anfangs entstandene Rückstand wettgemacht werden? Der Kompaniechef führt dafür mehrere Gründe ins Feld. Er verweist auf die gute Arbeit der Bergekommandos, die rasche gegenseitige Hilfe der Kraftfahrer, und er nennt Namen: Soldat Rückert, die Oberfeldwebel Lausch und Hentzgen, Stabsfeldwebel Jacobs – Parteimitglieder. Jeder zehnte Genosse gehört dazu. Bei ihnen wie bei den zahlreichen anderen Pontonieren vereinen sich hohe Einsatzbereitschaft und reicher Erfahrungsschatz zum Nutzen der ganzen Kompanie. Vom Wissen dieser Besten profitieren alle, sie haben einen großen Anteil daran, daß die Kompanie Thorau den Bestentitel trägt.
Die Bugsierboote bringen die drei langen Brückenbänder in die Fluß-







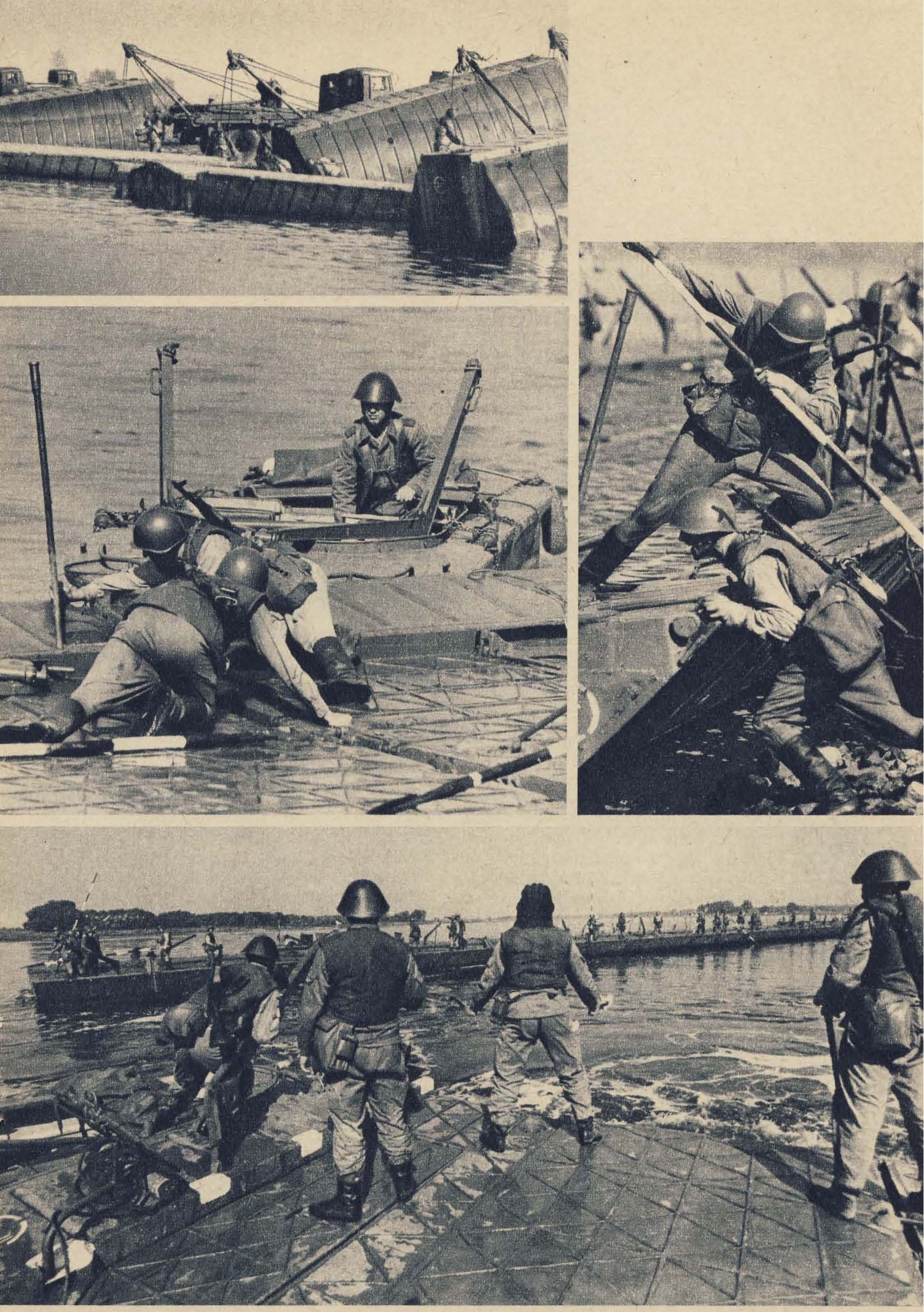


strömung. Nun beginnt der kniffligste Abschnitt des Gefechtsauftrages – das Einschwimmen. Gardeoberleutnant Pulym und sein Zugführer Gardeleutnant Michail Twerdochleb, auf deren „Fähre" ich mitschwimme, übertönen mit schrillen Pfeifsignalen das Motorengedröhn der Bugsierboote und dirigieren geschickt ihren Brückenteil von der Länge eines ansehnlichen Schleppkahns um seine eigene Achse in die Ankerlinie. Die Kopplung mit der Kruschel-Fähre geht reibungslos vonstatten. Erfahrene Kommandeure wie die Sergeanten Leonid Zygankow, Juri Gurinowitsch und Wladimir Nasarow, wie der junge Zugführer Unterleutnant Andreas Leinhos und der Gruppenführer Herbert Winkler packen kräftig mit zu und spornen so ihre Soldaten zu Bestleistungen an.
Dann konzentrieren sich aller Augen auf den letzten meterbreiten Spalt Wasser zwischen der mehrere hundert Meter langen Pontonstrecke über den Fluß. Jetzt geht es um Zentimeterarbeit. Die sowjetischen und die NVA-Soldaten in den Bugsierbooten müssen die schwimmende Brücke mit hunderten PS gegen die Strömung in eine exakte Flucht drücken. Sonst kommt keine Kopplung zustande. Oberleutnant Thorau und Gardeoberleutnant Pulym beherrschen mit Flaggenzeichen und Pfeifsignalen die Szene. Die sowjetischen und die NVA-Pioniere setzen mit langen Stangen ihre Körperkräfte wider den Strom. Nur wenige Sekunden dauert es, bis der Spalt Wasser verschwunden, bis die letzte Verbindung zwischen den Brückenteilen hergestellt ist, die nahezu 40 Kilo schweren Anker geworfen sind.

Mit einem herzlichen Händedruck besiegeln die jungen Kommandeure und Soldaten beider Armeen den erfolgreichen Abschluß ihrer gemeinsamen Gefechtsaufgabe. Die Brücke ist geschlagen. Die Stoppuhren haben aufgehört zu ticken. Die Waffenbrüder verlassen das schwankende Bauwerk. Und während sie sich an den Ufern in freundschaftliche Gespräche vertiefen, begutachten Oberstleutnant Erich Konow und Gardeoberstleutnant Leonid Pawlow gemeinsam mit ihren Vorgesetzten die Qualität des Brückenbaus. Das Urteil fällt zur besten Zufriedenheit aus. Ein Schwergewicht unter den Fahrzeugen, die DOK von Unteroffizier Schmidt, unterstreicht das mit ihrer Fahrt von Ufer zu Ufer. Die Normzeit für die Note 1 wurde von den sowjetischen und den NVA-Pionieren beträchtlich unterboten.
„Die Freunde bauen mit großem Einsatz und hohem militärischen Können", schätzt Oberfeldwebel Manfred Hentzgen die Leistungen der sowjetischen Pioniere anerkennend ein. Diesen Eindruck hat der ehemalige Erfurter Straßenbauer und jetzige Berufsunteroffizier nicht erst in der heutigen Ausbildung gewonnen. Als dienstältester Pontonzugführer des Bataillons konnte er sich sein Werturteil im Verlaufe von fünf Jahren fruchtbringender Zusammenarbeit bilden.
Gardeoberleutnant Alexander Pulym gibt das Kompliment von Oberfeldwebel Hentzgen mit einer unmißverständlichen Geste an seine Kampfgefährten aus der NVA zurück: Er heftet dem Kompaniechef Oberleutnant Dieter Kruschel sein Gardeabzeichen an die Felddienstuniform.

*Oberleutnant d. R. Bernd Schilling*





*Erzählung von Alexander Lukin, ehemaliger Stellvertreter des Kommandeurs einer sowjetischen Partisanenabteilung*

# Unternehmen »Weitsprung«

Der Held dieser Erzählung ist Nikolai Iwanowitsch Kusnezow, ein bekannter sowjetischer Aufklärer im zweiten Weltkrieg. Auf sein Konto gehen Dutzende hervorragend geplanter und glänzend ausgeführter Unternehmungen. Im Sommer 1942 wurde Nikolai Kusnezow als Mitglied einer Sonderabteilung, die von Oberst Dmitri Medwedew geführt wurde, in der Nähe der ukrainischen Kleinstadt Rowno, weit im Hinterland des Feindes, mit dem Fallschirm abgesetzt. Da er einwandfrei deutsch sprach, gab er sich in Rowno für Paul Siebert, einen Offizier der deutschen Wehrmacht aus, und verschaffte seiner Abteilung viele außerordentlich wichtige Informationen. Er fiel 1944 und wurde postum mit dem Titel eines Helden der Sowjetunion geehrt.

Gegen zehn Uhr abends verließ Nikolai Kusnezow das Haus Nr. 15 in der Legionenstraße. Man hielt ihn zurück, wollte ihn überreden, noch ein Stündchen oder zwei zu bleiben, er aber weigerte sich, schützte Müdigkeit und Kopfschmerzen vor. Die wahre Ursache war, daß er allein bleiben, seine Gedanken sammeln, die Beobachtungen der letzten Tage analysieren wollte.

Es war schon dunkel. Die wenigen Laternen verschwammen im leise rauschenden Dunst des warmen, nieselnden Herbstregens. Kuznezows Schritte waren ruhig und gleichmäßig, wie er es sich im letzten Jahr des neuen Lebens in der fremden Haut angewöhnt hatte. Den Schirm der hohen Offiziersmütze tief in die Stirn geschoben, den Kragen des hellgrauen Uniformmantels hochgeschlagen, schritt er aus, ohne die Pfützen zu umgehen, als marschiere er auf einer Parade in Berlin.

Alle fünf Minuten stieß er auf eine Doppelstreife: Soldaten mit Stahlhelm und schußbereiter Maschinenpistole. Sie haben Angst, dachte Nikolai Iwanowitsch mit grimmiger Genugtuung.

Nach den Ereignissen des letzten Sommers, namentlich nach der Sprengung der Brücke in Prosarowsk, hatten die Okkupanten die Bewachung aller militärischen und zivilen Objekte in Rowno erheblich verstärkt, die Zahl der Streifen in der Stadt verdoppelt, neue drakonische Maßnahmen getroffen. Aber das bereitete Kusnezow keine besonderen Kopfschmerzen. Die Papiere von Oberleutnant Paul Wilhelm Siebert waren immer in bester Ordnung. In der Brieftasche befanden sich immer rechtzeitig neue Einsatzbefehle, nie fehlten die nötigen Unterschriften und Stempel.

Jede Streife, die seine Papiere prüfte, erfuhr daraus, daß sie es mit einem achtbarem Frontkämpfer, dem Inhaber zweier Eiserner Kreuze zu tun hatte, der jetzt nach einer schweren Verwundung an der Ostfront Bevollmächtigter eines Wirtschaftskommandos (abgekürzt WIKDO) war, das die materiellen Güter der besetzen Gebiete der UdSSR für die Wehmacht raubte und beschlagnahmte. Dieser Umstand rechtfertigte sein häufiges Erscheinen in Rowno.

Marschiere also unbesorgt durch die stillen Straßen der grünen ukrainischen Stadt Rowno, Oberleutnant Siebert, Hüter der neuen Ordnung in Europa! Diensteifrig stehen die einheimischen Hilfspolizisten vor dir stramm, respektvoll grüßen die Streifen und die stattlichen Soldaten der Feldgendarmerie mit den Metallschildern vor der Brust. Aber wage dich nicht in die Gassen am Stadtrand und in die stillen Nebenstraßen, denn dort sind

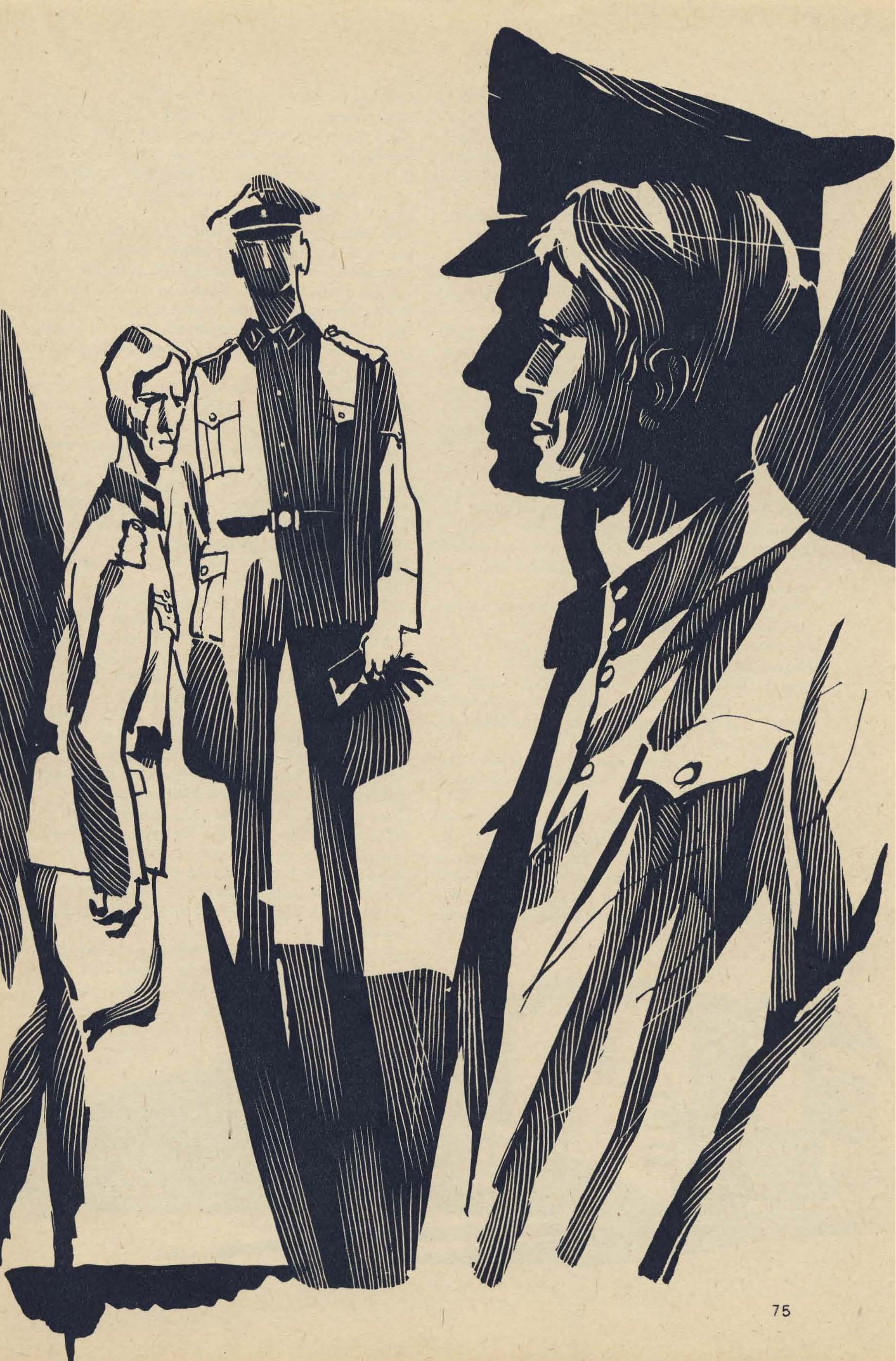


deine hohe Offiziersmütze und die Eisernen Kreuze kein Schutz, sondern sie können zur Zielscheibe einer treffsicheren Partisanenkugel werden.
Bei diesem Gedanken fröstelte es Nikolai Iwanowitsch. Nie hatte er den Tod gefürchtet, weder im Gefecht noch im Gestapokerker. Aber von der Hand eines sowjetischen Bürgers zu sterben... Früher hatte er das sonderbarerweise nie in Erwägung gezogen. Später stellte er sich vor, wie er nach dem Krieg diese Stadt besuchen und mit Valja Dowger, Lidia Lissowskaja und Maja Mikota durch die vertrauten Straßen schlendern würde. Der erste beste Junge würde sie zur Miliz schleppen! Er stellte sich vor, wie er irgendeinem schnurrbärtigen Sergeanten auseinandersetzen würde, daß sie keine stadtbekannten „Kanaillen", sondern sowjetische Aufklärer gewesen seien, und mußte unwillkürlich lächeln.
Seine Gehilfinnen Lidia und Maja, die Schwestern waren, hatten es natürlich nicht leicht. Ganz Rowno wußte, daß ihre Wohnung in der Legionenstraße 15, die er soeben verlassen hatte, von den Okkupanten frequentiert wurde, weil dort fröhliche Gelage stattfanden, und daß die Wohnungsbesitzerinnen im faschistischen Casino tätig waren. Schließlich riskierte er nur sein Leben, sie aber viel mehr: ihren ehrlichen Namen. Wie mochte ihnen zumute sein, vor aller Augen in ihrer Vaterstadt zu leben, in der sie in dem Ruf standen, „deutsche Hündinnen" zu sein. Nikolai Iwanowitsch stellte sich entsetzt vor, was aus seinen Gehilfinnen werden würde, wenn die Gestapo dahinterkäme, daß Lidia Lissowskaja und Maja Mikota in Wirklichkeit nicht ihre Agentinnen waren, die die Offiziere der Garnison sowie die ankommenden Wehrmachtsangehörigen zu überwachen hatten, sondern Aufklärerinnen einer sowjetischen Sonderabteilung, zu der auch er, Nikolai Kusnezow, gehörte.
Und Valja Dowger? Das grazile grauäugige Mädchen spielte so geschickt die Rolle der „Braut" von Oberleutnant Siebert, daß sie sogar Erich Koch, den Reichskommissar der Ukraine und Gauleiter von Ostpreußen, höchstpersönlich hinters Licht geführt hatte. Auf seine Empfehlung war sie zur Arbeit im Reichskommissariat zugelassen worden.
Er kehrte wieder zum Gegenstand seiner ständigen Überlegungen in der letzten Zeit zurück. Paul von Ortel... Was tat dieser so unerschütterliche und zweifellos mit einer überdurchschnittlichen Intelligenz begabte SS-Offizier in Rowno? Daß er Spion war, und zwar kein untergeordneter, daran zweifelte Kusnezow nicht. Diese Schlußfolgerung gründete sich nicht allein auf seinen sechsten Sinn, sondern auf reale Tatsachen. Erstens war von Ortel mit seinen achtundzwanzig Jahren noch sehr jung für den Dienstgrad eines Sturmbannführers der SS. Er hatte ihn nur für besondere Verdienste bekommen können. Zugleich merkte man Ortel an, daß er über bedeutende Erfahrung verfügte. Der Sturmbannführer war ziemlich groß, kräftig gebaut, die Haltung straff. Sein glattes dunkles Haar trug er tadellos gescheitelt. Die hellen Augen blickten klug und abwartend.
Niemand wußte, wo er diente und ob er überhaupt mit irgendeiner städtischen Behörde zu tun hatte. Er war selbstsicher, man sah ihm die absolute Unabhängigkeit an. Mehrmals hatte Siebert Gelegenheit, sich zu vergewissern, das Ortel, ohne einen offiziellen Posten zu bekleiden, ungeheuren Einfluß bei der Geheimen Staatspolizei und dem Sicherheitsdienst hatte.
Kusnezow fühlte, daß der vorerst ahnungslose Sturmbannführer kein einziges unrichtiges Wort, keine einzige falsche Gebärde unbeachtet lassen würde. Von Ortel war zweifellos die interessanteste Gestalt unter Oberleutnant Sieberts „Freunden" in Rowno. Durch seinen geistigen Horizont, seine unabhängige Haltung, seine Beschlagenheit und seinen Witz stach er von den vielen Wehrmachtsoffizieren ab.... Er kannte sich vorzüglich in der Literatur aus und verstand etwas von Musik.
In Sieberts Gegenwart rief von Ortel einmal im

Restaurant einen Mann heran, der Kleidung und dem Äußeren nach einen Einheimischen, und unterhielt sich mit ihm in reinstem Russisch.
„Wo haben Sie Ihr perfektes Russisch her?"
Mit dieser Frage, der ersten seit ihrer Bekanntschaft, ging Kusnezow nicht das geringste Risiko ein.
„Ich studiere die Sprache schon lange, lieber Siebert."
Von Ortel lachte fröhlich und fuhr dann wieder ernst fort:
„Sie machen den Eindruck eines Mannes, dem man ein Geheimnis anvertrauen kann. Ihnen will ich sagen, daß ich vor dem Krieg zwei Jahre in Moskau gewohnt habe."
„Was haben Sie dort gemacht?"
„Alles mögliche, aber nicht, daß Sie etwa glauben, ich hätte den Bolschewiken beim Aufbau des Sozialismus geholfen."
„Verstehe", sagte Kusnezow gedehnt. „Sie gehören also zum Nachrichtendienst?"
„Geben Sie sich keine Mühe, allzu höflich zu sein, Herr Kamerad. In Gedanken haben Sie ein anderes Wort gebraucht: Spion. Stimmts?"
In scherzhafter Übertreibung hob Kusnezow kapitulierend die Hände.
„Ihnen kann man nichts verheimlichen. Sie haben förmlich meine Gedanken gelesen. Entschuldigen Sie, aber bei uns im Heer wird dieser Beruf wenig geachtet."
„Völlig zu Unrecht", erwiderte der SS-Offizier gar nicht verletzt.
„Bei aller Hochachtung vor Ihren Eisernen Kreuzen möchte ich wetten, daß ich den Bolschewisten mehr Schaden zugefügt habe als Ihre ganze Kompanie".
Allmählich überzeugte sich Kusnezow davon, daß von Ortel ungeachtet seines scheinbaren Charmes ein verschlagener, tückischer, unterbittlicher Feind war. Offenbar hatte er an dem Frontkämpfer Gefallen gefunden, schenkte ihm Vertrauen und ließ seine Maske vor ihm fallen.
Anfangs wunderte sich Kusnezow über die Schärfe und den mörderischen Sarkasmus, mit dem Ortel von den deutschen Nazihäuptlingen sprach. Goebbels und Rosenberg bezeichnete er respektlos als Plappermäuler, Koch als Feigling und Dieb, Göring als arrivierten Krämer. Würde jemand ihre Unterhaltung angehört haben, hätten beide mit der Schlinge rechnen müssen. Von Ortel lachte bloß erheitert.
„Warum schweigen Sie, Herr Kamerad? Sie glauben wohl, ich provoziere Sie? Angst? Vor mir brauchen Sie keine Angst zu haben. Fürchten Sie Fanatiker ohne Waffenrock? Vor denen fürchte ich mich auch."
Von Ortel war ein ausgesprochener Zyniker, für den es keine Überzeugungen gab. Er glaubte an nichts. Weder an die Kirche, noch an die Naziideologie.
„Das ist bloß für die Herde", sagte er einmal, während er die neueste Nummer des „Völkischen Beobachters" auf den Tisch warf. „Für die Masse, die nur dann handeln kann, wenn ein Dr. Goebbels sie vorwärts prügelt."
„Aber warum dienen Sie dann dem Führer und Deutschland ebenso treu und eifrig wie ich, wenn auch auf anderem Gebiet?" fragte Siebert.
„Eine berechtigte Frage", antwortete von Ortel ernst. „Nur mit dem Führer kann ich erreichen, was ich möchte. Denn ich bin einverstanden mit seiner Idee, obwohl ich nicht an sie glaube, und mit seinen Methoden, denen ich vertraue. Weil das für mich vorteilhaft ist."
Auf die Beziehung zwischen von Ortel und Siebert wirkte sich zweifellos auch der nicht unwesentliche Umstand aus, daß der Oberleutnant sich nie mit Bitten an ihn wandte, nicht einmal mit den geringfügigsten. Wenn von Ortel tatsächlich daran interessiert war, Paul Siebert irgendwie für sich zu nutzen, so mußte er seine Sympathie als erster zum Ausdruck bringen.
Und der Sturmbannführer tat das.



Kein Mitarbeiter des Reichskommissariats konnte mit Bestimmtheit sagen, was zum Aufgabenbereich des Majors Martin Göttel gehörte. Keiner durfte sich rühmen, in seinem Dienstzimmer, geschweige denn bei ihm zu Hause gewesen zu sein. Nicht einmal die Reinemachefrau durfte herein, Göttel hantierte selbst mit Schaufel und Besen.
Während der Arbeitszeit war das Zimmer des schlaksigen rotblonden Majors verschlossen, derweilen der „Schlaks", wie er hinter seinem Rücken genannt wurde, scheinbar ziellos durch die anderen Diensträume schlenderte und mit den Kollegen schwatzte.
Einmal drängte der Major Sieberts angeblicher Braut Valja Dowger seine Begleitung zu ihrer Wohnung auf. Göttels Gesellschaft war dem Mädchen unangenehm, aber sie folgerte zu Recht, daß es sich nicht auszahlte, ihre Abneigung gegenüber dem fast unbekannten Offizier zu zeigen, der – wie unschwer zu erraten war – auch einflußreicheren Leuten als einer schlichten Schriftführerin im Reichskommissariat ernste Ungelegenheiten bereiten konnte.
Anfangs gab sich Göttel ziemlich trivial. Er machte ihr einige der üblichen Komplimente im Kasernenhofstil, dann gestand er ihr mit trauriger Stimme, daß er sich sehr einsam fühle. Valja wußte bereits, daß nach einer solchen Einleitung in der Regel eine Einladung zu einem abendlichen Restaurantbesuch folgte und wollte schon sagen, daß sie sehr selten ausginge, und wenn, dann nur in Begleitung ihres Bräutigams. Plötzlich aber kam ihr der Gedanke, daß nicht sie, sondern gerade ihr Bräutigam ihren Begleiter interessierte.



„In unserer Welt geht es doch oft ungerecht zu", klagte Göttel, „da braucht bloß ein Herr Oberleutnant Siebert nach Rowno zu kommen, und schon trifft er ein so reizendes Mädchen. Ich aber hocke seit einer Ewigkeit hier und habe keine einzige interessante Bekanntschaft angeknüpft."
Der Major fragte mit einem wehmütigen Seufzer: „Sagen Sie bitte, wie ist ihm das nur gelungen?"
Im Innern auf der Lauer, begann Valja mit sorgloser Miene die schon längst und gründlich vorbereitete Geschichte ihrer Bekanntschaft mit Siebert herzuplappern.
Hätte nicht Göttel in dem Ruf eines Aufsehers gestanden, man hätte seine Fragen für pure Neugier halten können. Aber was verbarg sich hinter diesen Fragen in Wirklichkeit? Der übliche Argwohn des berufsmäßigen Spürhunds oder ein begründeter, ernsthafter Verdacht? Von Wichtigkeit war auch, wem Göttel Meldung erstattete. Es war das eine, wenn er irgendeinen hohen Beamten des Reichskommissariats über alle möglichen Mißstände informierte, etwas anderes, wenn seine Informationen an die faschistische Abwehr zu Admiral Canaris gingen, und schon etwas grundsätzlich anderes, wenn er der Gestapo oder dem SD Meldung erstattete.
Valja verstand sofort, daß sie Kusnezow unverzüglich warnen mußte.
Wie sehr Göttel auch bestrebt war, die Zeit zu dehnen, sie kamen schließlich doch vor Valjas Haus an. Beim Abschied äußerte der „Schlaks" die Hoffnung, Fräulein Valentina würde ihm gelegentlich eine Begegnung mit dem Herrn Oberleutnant vermitteln. Valja versprach es.
Am selben Abend übermittelte sie Nikolai Iwanowitsch eingehend den Inhalt des besorgniserregenden Gesprächs.
Das Kommando der Partisanenabteilung hatte Grund genug, sich den Kopf zu zerbrechen. Einerseits wies außer Göttels Fragen nichts darauf hin, daß Sieber ausspioniert und entdeckt sei, sonst würde er nicht durch die Straßen von Rowno spazieren, sondern sich in der Poststraße 26 befinden, wo die Gestapo ihren Sitz hatte.
Andererseits war es nicht ausgeschlossen, daß die Nazis ihn „angepeilt" hatten, ohne vorerst über Beweise zu verfügen, daß er ein sowjetischer Aufklärer war, und abwarteten. Dagegen sprach allerdings, daß die Gestapo in diesem Fall kaum so geradlinig vorgegangen wäre.
Schließlich mußte man auch eine dritte Möglichkeit in Erwägung ziehen: Martin Göttel trieb sein unverständliches Spiel auf eigene Faust und weihte vorerst niemanden ein. Nachdem wir alle Für und Wider erwogen hatten, nahmen wir die dritte Möglichkeit als die wahrscheinlichste an und empfahlen Kusnezow, Göttel zu begegnen, dabei aber auf der Hut zu sein.
Und da unternahm von Ortel einen Schritt, der in Nazideutschland, wo das Spitzelwesen zur normalen Verhaltensweise gehörte, als höchste Äußerung von Freundschaft und Vertrauen zu werten war.
„Dieser Major Göttel aus dem Reichskommissariat will mir gar nicht gefallen", sagte Siebert einmal zu von Ortel. „Er begleitet meine Valja allzuoft. Ich bin natürlich nicht eifersüchtig, aber diese Hofmacherei ist meiner Braut peinlich."
Von Ortel sah Siebert aufmerksam an und sagte nach einigem Nachdenken:
„Fräulein Valentinas Abneigung kann ich durchaus verstehen. Ich bin Ihr Freund, Paul, und würde Ihrer Braut empfehlen, diesem Herrn Göttel möglichst aus dem Wege zu gehen. Ich habe ihn in Himmlers Haus in der Prinz-Albrecht-Straße getroffen. Muß ich deutlicher werden?"
Erläuterungen waren überflüssig. Ganz Deutschland zitterte allein bei der Nennung dieser Adresse. In der Prinz-Albrecht-Straße 8 zu Berlin befanden sich die Zentrale von Gestapo und SD, folglich gehörte Göttel tatsächlich zur Gestapo.
Jetzt zweifelte Kusnezow nicht länger: Wenn Göttel im Gespräch mit Valja Dowger seinen Namen genannt hatte, so würde er unbedingt auch Kusnezows anderen Bekannten auf den Zahn fühlen. Die Prognose bestätigte sich schon am nächsten Tag, denn der „Schlaks" ließ Lidia Lissowskaja zu sich kommen.
„Ich möchte Sie darauf hinweisen", begann er, „daß unser Gespräch streng vertraulich ist und nichts mit unserer persönlichen Bekanntschaft zu tun hat. Haben Sie mich verstanden?"



Lidia nickte.
Göttel fuhr befriedigt fort:
„Was wissen Sie oder Ihre Schwester über Oberleutnant Siebert?"
Mit einem Achselzucken erzählte Lidia, was sie für nötig hielt. Göttels nächste Frage kam ziemlich überraschend:
„Hat Siebert Ihnen jemals etwas über England erzählt?"
Lidia fragte verblüfft:
„Über England? Nie! Warum sollte er sich mit mir über England unterhalten? Wir haben genug anderen interessanten Gesprächsstoff."
Göttel war beharrlich.
„Hat er vielleicht manchmal englische Wörter ins Gespräch eingestreut?"
Lidia lachte.
„Aber ich kann kein Englisch... Und soweit ich weiß, spricht Paul nur deutsch. Allerdings kennt er ein paar Dutzend polnische und ukrainische Wörter, ebenso wie die anderen deutschen Offiziere, die hier im Einsatz sind."
Göttel dachte nach. Dann faßte er einen Entschluß.
„Machen Sie bitte folgendes, Fräulein. Versuchen Sie, ins Gespräch mit Siebert ganz zufällig das Wörtchen ‚Sir' einzustreuen, und beachten Sie, wie der Herr Oberleutnant darauf reagiert. Das Ergebnis melden Sie mir."

Jetzt kam Klarheit in die Sache. Ohne es zu ahnen, hatte Major Martin Göttel seine Karten aufgedeckt. Offenbar vermutete er allen Ernstes, daß Oberleutnant Siebert ein englischer Spion sei.
Wir verstanden natürlich, weshalb Göttel Siebert trotz seines Verdachts nicht verhaften ließ, sondern den englischen Spion persönlich kennenlernen wollte. Augenscheinlich war der Major über die Frontlage gut informiert. Er begriff wohl, daß Hitlerdeutschland den Krieg verloren hatte und daß das unweigerliche Ende nahte, zugleich aber auch die Vergeltung für die Verbrechen, die die Nazis auf dem Gewissen hatten und an denen er auf sowjetischem Boden selbst beteiligt war. Deshalb beschloß er, im voraus eine Verbindung mit dem englischen Nachrichtendienst einzugehen, um sich vor der Vergeltung zu retten.
Er rechnete damit, daß der – vermeintliche – englische Spion Siebert sein Schweigen schätzen und für ihn, Major Göttel, ein gutes Wort in London einlegen würde. Schließlich war es einerlei, wem er diente, Deutschland oder England, Hauptsache, er würde seine Haut retten. Er, Göttel, war nicht der erste und auch nicht der letzte. Bei diesem Stand der Dinge konnte Göttel seinen Verdacht bezüglich Oberleutnant Siebert nicht an seine vorgesetzte Dienststelle weitermelden.
Wir faßten unsere Entschlüsse, Kusnezow würde sich mit Major Göttel treffen, um die gegebene

*Fortsetzung auf Seite 94*



*Illustrationen: Karl Fischer*

# Gerd UND Gerda



*STREIT*

Gerd liegt wach und lauscht den Atemzügen Gerdas. Leise und regelmäßig sind sie. Tief und ruhig wie immer, als hätte es den Streit nicht gegeben. Es ist warm im Zimmer, obwohl die Fenster weit offen stehen. Gerd wischt sich mit dem Handrücken Schweiß vom Hals und setzt sich danach langsam auf. Gerda wird nicht wach davon. Auch nicht, als er aufsteht und zum Fenster geht. Weit lehnt er sich hinaus. Er atmet tief durch. Nach Heu riecht es, nach heißem Laub. Frischer wird es erst nach Mitternacht werden, wenn ein wenig Wind aufkommt und der Tau einsetzt.

In einem der Gärten hinter dem Haus läuft ein Rasensprenger. Gerd vernimmt das leise Nieseln. Für Augenblicke meint er, feuchte frische Erde zu riechen. Und er möchte hinunterlaufen. Sich in den feinen Regen setzen. Möchte spüren, wie sein Körper sich unter dem kalten Wasser spannt. Den Streit möchte er aus sich herauswaschen. Ihn von sich abspülen wie Staub oder wie Schweiß. Er tritt zurück vom Fenster. Die Luft im Zimmer ist wie eine dicke warme Decke. Auf Zehenspitzen geht Gerd bis nahe an die Liege, beugt sich hinunter. Gerda schläft. Da nimmt er

seine Sachen vom Hocker und verläßt das Zimmer.
Er hätte nie für möglich gehalten, daß er und Gerda sich einmal so krachen würden. Und nicht nur um den Streit geht es. Vielmehr geht es um alles, was ihn ausgelöst hat. Gerdas Unzufriedenheit, die unbemerkt von ihm gewachsen war, hatte ihn erschreckt. Nun fragte er sich, ob es richtig gewesen war, sich längerzuverpflichten. Ob es nicht ein Fehler gewesen war, sie nach Buchholz zu holen. Ihr damit für lange Zeit, vielleicht auf immer, den Beruf zu nehmen.
Gerd verläßt das Haus. Er muß jenen Punkt finden, von dem aus es weitergeht. Er muß Gerdas Vorwürfe einordnen, die berechtigten von den ungerechten trennen. Und er will eine Haltung zu ihrem Entschluß finden, denn danach begann der Streit. Vom ersten Satz an verlief alles heftig, gereizt. Gerd erinnert sich genau an ihren Wortwechsel, als hätte er sich in seinem Kopf aufgezeichnet. Er erinnert sich auch genau an Gerdas Gesicht. Blaß war es, scharf und hart um den Mund. So hatte er sie noch nie gesehen. Und sie war ihm für Minuten fremd gewesen.
Gerd steht vor der Haustür, unschlüssig, wohin er sich wenden soll. Er lauscht nach dem Regengeräusch des Sprengers und erinnert sich von neuem an ihr Gespräch.
„Am Montag", so hatte Gerda leise zu sprechen begonnen, vom Brot abgebissen, ihn beim Kauen angesehen und dann gesagt: „Ab Montag arbeite ich. Bei Frau Ruppert in der Kinderkrippe."
„So", hatte er gesagt, „so, so. Interessant. Und da werde ich gar nicht gefragt?"
„Erstens bin ich wohl volljährig, zweitens hast du mich bei manch wichtigeren Entscheidungen nicht gefragt und drittens, bist du nicht mein Lehrer oder Vater, den ich um Erlaubnis bitten muß, wenn ich . . ."
„Ich bin dein Mann."
„Mann? Was ist das! Seit Wochen frag' ich mich, ob ich von mir behaupten kann, daß ich einen Mann habe. Ab und zu schläft zwar einer hier und ißt auch, aber der ist Hauptfeldwebel, soviel ich weiß, wenn ich überhaupt was von ihm weiß. Aber sonst? Die ganze übrige Zeit hocke ich hier herum, nutzlos, überflüssig und frag' mich, wozu ich überhaupt da bin. So!"
„Aber Gerda", hatte er gesagt, erschrocken und hilflos, „Gerda . . ."
„Gerda! Gerda!" Sie war aufgesprungen und hatte begonnen im Zimmer hin- und herzulaufen und dabei immer lauter gesprochen.
„Gerda, Gerda! Das ist alles. Seit Wochen versuch' ich drüberwegzukommen. Aber es geht nicht, es geht einfach nicht. Du steckst bis über beide Ohren in der Kompanie, hörst und siehst nur noch, was von da kommt und beschäftigst dich nur mit dir selber. Kein Kino, kein Tanz, kein Theater. Was bildest du dir bloß ein! Daß es ohne dich nicht geht? Und wozu leb' ich überhaupt, verdammt noch mal."
„Und wozu leb' ich?" hatte er gerufen. „Etwa für mich, wie!"
„Schrei' hier nicht rum! Wenn hier einer Grund zum Schreien hat, bin ich's, weil ich ja, . . . ich leb' ja gar nicht mehr."
Er hatte nichts mehr gesagt. Sie aber hatte weiter geredet, hatte sich laut vorgeworfen, daß sie nicht schon vor vier Wochen alles ausgepackt habe, nach ihrem Stadtmarsch, daß sie alles aus Rücksicht auf ihn in sich hineingefressen habe. Aber jetzt müsse es heraus, damit sie nicht daran ersticke.
Da war er aufgesprungen, hatte sein Abendbrotmesser auf den Tisch geworfen, einen Teller getroffen, der klirrend auseinandersprang. Theresa schrie auf. Beide rannten gleichzeitig hinter die Markise, waren für einige Augenblicke einig in der Sorge um das Kind, beruhigten es, gingen zum Tisch zurück und hatten von dem Augenblick an kein Wort mehr miteinander gesprochen.
Gerd schwitzt wieder bei der Erinnerung an die Szene. Langsam schlendert er nach rechts. Wäre alles anders abgelaufen, wenn er anders auf Gerdas Mitteilung reagiert hätte? Wenn er zum Beispiel gesagt hätte: „Prima, Gerda. Tu das, wenn es dir Spaß macht."
Er hatte es nicht gesagt. Und wenn er es nachholt? Wenn er es Gerda jetzt noch sagt, oder dann, wenn sie wach wird? Den Streit kann er zwar nicht zurücknehmen. Aber bedauern kann er ihn. Den Streit und alles, was er verkehrt gemacht hat. Und kann für später daraus lernen.
Er kehrt um. Bevor er die Haustür erreicht, wird sie aufgestoßen. Gerda rennt heraus, barfuß und noch damit beschäftigt, ihr Kleid zuzuknöpfen. Beide bleiben stehen. Plötzlich rennt sie auf ihn zu und umarmt ihn.
„Ich bin so erschrocken, ich greife nach dir und du bist nicht da, und da bin ich so erschrocken."
„Schon gut", flüstert er, froh, daß sie bei ihm ist. Er greift ihr ins Haar, zieht ihren Kopf ein wenig von sich weg und sieht sie an. Es ist Gerdas Gesicht, das abwartend und mit einem zaghaften Lächeln auf ihn gerichtet ist. Er blickt sie lange an. Er möchte ihr Gesicht nie mehr so sehen, wie während ihres Streites, schmal, scharf und böse, und als sie schwiegen, war es wie geschwollen gewesen, wie nach einer ungeheueren Anstrengung.
„Schläft Theresa?" fragt er.
Gerda nickt und schlägt vor: „Gehen wir ein Stück. Es ist so heiß oben."
„In irgendeinem Garten läuft ein Sprenger", sagt er.
„Den suchen wir. Los, und dann duschen wir."

*Oberstleutnant Walter Flegel*

**Preisfrage:** Aus den Buchstaben der Kreisfelder (Reihenfolge waagerecht) ergibt sich der Name eines chilenischen Arbeiterführers. Um wen handelt es sich? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 30. 9. 76. Wir belohnen Euren Rätselschweiß mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 10/76.

Die Antwort auf die Preisfrage in Nr. 8/76 lautet: Potsdamer Abkommen

# Kreuzworträtsel

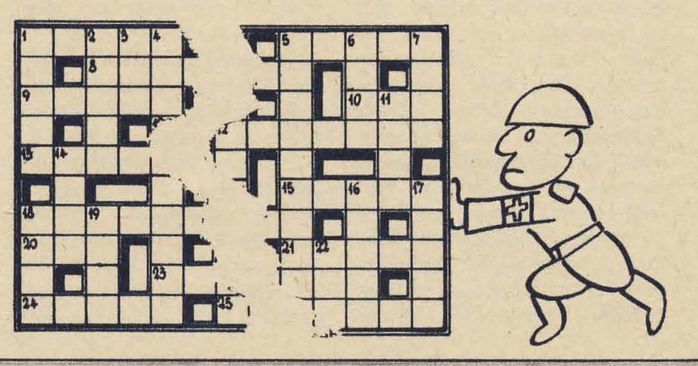
**Waagerecht:** 1. Truppenschau, 5. dramatisches Gedicht, 10. konzentrierte Lösung, 14. Stern im Sternbild Orion, 15. Stadt in der Oblast Swerdlowsk, 16. Erfinder der Schiffsschraube, 17. europäischer Staat, 18. Frachtstück, 19. Leghuhn, 21. Vorratsraum, 23. Gebirgshirt, 25. offener Schiffsankerplatz, 28. englische Hochschulstadt, 29. Lob, Lobeserhebung, 31. Spiel beim Skat, 33. Verwandte, 35. Angehöriger einer belgischen Volksgruppe, 37. Raubvogel, 39. kleinste Bau- und Funktionseinheit von Pflanze, Tier und Mensch, 41. Gestalt aus „Die Dreigroschenoper", 42. weiblicher Vorname, 43. das Universum, 45. Währungseinheit in Laos, 47. Saugwurm, 49. nordamerikanischer Pelzjäger, 52. russischer Komponist (1804–1857), 53. Gedanke, Einfall, 54. römischer Kaiser, 56. Sitzmöbel, 59. Währungseinheit in der Koreanischen Volksdemokratischen Republik, 60. Geschäftsstelle, Vertretung, 63. Schiffsschaden, 65. gekörntes Stärkemehl, 66. Schuhspanner, 69. Rabenvogel (Mehrzahl), 73. Stadt in Belgien, 74. zweckmäßige Tätigkeit des Menschen, 76. Oper von Richard Strauß, 81. schweizerischer Mathematiker (1796–1863), 85. Gestalt aus Wallenstein, 88. weiblicher Vorname, 89. italienische Provinz im NO von Sizilien, 91. Schmuckgegenstand, 92. Begabung, Fähigkeit, 95. gefeierte Bühnen- und Filmkünstlerin, 97. Bühnenwerk von Ibsen, 99. Abteilung, Fach, Gebiet, 102. Grundstoff, Grundbestandteil, 103. Teilbetrag, 105. Einfahrt, 106. rumänische Währungseinheit, 108. Stockwerk, 110. Haustier der Lappen, 112. griechischer Buchstabe, 115. Gewebe, 116. chemisches Element, 117. weiblicher Vorname, 119. vulkanischer Gebirgsstock in Ostafrika, 120. Gestalt aus der Operette „Die Fledermaus", 121. wirklichkeitsgetreu, 123. Schiffstagereise, 126. Schaumwein, 128. Nachkomme, 131. Einbringung der Frucht, 135. leichter Pferdezaum, 136. Bloßstellung, 137. Sportart, 138. Angehöriger eines südslawischen Volkes, 139. Zeitabschnitt, 140. Bewohner Vorderasiens, 141. lockeres Staatenbündnis, 142. Werden, Entstehen.

**Senkrecht:** 1. Schmarotzer, 2. Grünfläche, 3. unlauterer Trick, 4. Hast, 5. Körperteil, 6. Zeitbestimmung, 7. Blume, 8. Vorraum, 9. weiblicher Vorname, 10. Nadelgewächs, 11. Augenkrankheit, 12. Lärm, Aufsehen, 13. veraltete Einheit der Masse, 20. Eisenstift, 22. Begriff aus der Lebensmitteltechnik, 24. Fischfanggerät, 26. Nachtvogel, 27. Schachfigur, 28. Sammlung altisländischer Dichtungen, 30. Vakuum, 32. Hauptstadt des brasilianischen Staates Rio Grande do Norte, 34. Nomadenzeltdorf, 36. Ergänzungs- oder Zusatzgerät, 38. Gestalt aus der Oper „Der fliegende Holländer", 40. Angehöriger eines Sowjetvolkes, 42. Nebenfluß des Rheins in der Schweiz, 43. Nebenfluß der Kura, 44. nordfranzösische Industriestadt, 45. nordischer Männername, 46. zwei zusammengehörige Dinge, 48. Stadt in Frankreich, 50. Turngerät, 51. Nebenfluß der Donau 52. russischer Schriftsteller (1809 bis 1852), 55. Wut, 57. Lebensbund, 58. Notruf auf See, 61. Elend, 62. Zeitmesser, 64. räumlich beschränkt, 66. Angehöriger eines Sowjetvolkes, 67. Nebenfluß der Rhone, 68. Fluß in Mittelengland, 70. Reihe, Folge, 71. Stadt an der Bode, 72. Jurist, 75. Baumteil, 77. vom Wind abgekehrte Seite eines Schiffes, 78. griechische Insel, 79. Teil des Baumstammes, 80. Gebirge in der UdSSR, 82. Angehöriger eines Sowjetvolkes, 83. Nebenfluß des Rheins, 84. unbestimmter Artikel, 86. Halbedelstein, 87. Musikinstrument, 88. DDR-Schriftsteller, 89. Teil mancher Schiffe, 90. Nebenfluß der Mosel, 93. Haustier, 94. anhänglich, 96. Blutgefäß, 98. männlicher Vorname, 100. Hautöffnung, 101. Aufschrift, Dienstbezeichnung, 104. Fanggerät, 107. Gefrorenes, 108. auserlesen, 109. schweizerischer Musikalclown (1880–1959), 110. Rückstand, Überbleibsel, 111. Fluß in der Oblast Leningrad, 113. Insektenlarven, 114. Stadt in Frankreich, 115. Schlußteil einer italienischen Opernarie, 118. Teil einer Funkanlage, 122. Kampfplatz, 123. Unterarmknochen (Mehrzahl), 124. vor Verwesung geschützter Leichnam, 125. Vermächtnis, 127. Flachland, 128. Rauchfang, 129. Untiefe, Strudel, 130. eine der Gezeiten, 132. Weinstock, 133. Meeresalge, 134. Aus, Schluß.

## Auflösung aus Nr. 8/76

**Waagerecht:** 1. Seghers, 5. Kante, 9. Spargel, 13. Etmal, 14. Eifel, 15. Gerda, 16. Rogen, 17. Rasen, 19. Trub, 20. Erbse, 22. Repin, 24. Sekt, 26. Tat, 28. Ree, 30. Lektor, 34. Don, 36. Butter, 39. Agave, 40. Ute, 41. Liane, 42. Leiden, 43. Knete, 45. Sender, 46. Grieg, 48. Zinke, 50. Kelle, 54. Regel, 57. Mal, 58. Dolde, 59. Martina, 61. Eta, 62. Tagetes, 64. Tenor, 65. Marsala, 66. Lieder, 69. Almelo, 72. Parasit, 73. Kantate, 74. Dialog, 77. Tarbes, 81. Legende, 85. Beleg, 87. Etagere, 88. Kur, 89. Arendal, 90. Sasse, 91. ein, 92. Esten, 95. Tango, 98. Senor, 100. Osten, 102. Sirene, 104. Rampe, 106. Orakel, 108. Lenin, 110. Nee, 111. Loren, 112. Leinen, 114. der, 115. Meduse, 118. Mus, 120. Mir, 122. Name, 124. Einem, 126. Timor, 128. Rebe, 129. Ernte, 130. Loden, 131. Biber, 132. Angel, 133. Insel, 134. Rosette, 135. Neige, 136. Narkose.

**Senkrecht:** 1. Sattel, 2. Hieb, 3. Rede, 4. Start, 5. Karst, 6. Aloe, 7. Teer, 8. Einer, 9. Serie, 10. Plan, 11. Ries, 12. Leiter, 15. Gurk, 18. Nest, 21. Bake, 23. Perl, 25. Loge, 27. Note, 29. Rune, 31. Eleve, 32. Tadel, 33. Rang, 34. Dung, 35. Netz, 36. Base, 37. Tenne, 38. Ebene, 43. Keiler, 44. Eisler, 47. Roman, 49. Kreta, 50. Kamel, 51. Lorre, 52. Elite, 53. Edam, 54. Regal, 55. Gatte, 56. Lasso, 60. Nerlinger, 63. Alabaster, 67. Inari, 68. Drall, 70. Meter, 71. Latte, 74. Diele, 75. Alant, 76. Olein, 78. Agent, 79. Boden, 80. Salto, 82. Geste, 83. Nestor, 84. Ekel, 85. Bremse, 86. Lanze, 93. Seide, 94. Egeln, 96. Aland, 97. Greis, 98. Senn, 99. Rand, 100. Oper, 101. Norm, 103. Neer, 105. Meer, 107. Reep, 109. Neun, 111. Leim, 112. Lenker, 113. Imme, 116. Ufer, 117. Elegie, 118. Miene, 119. Selen, 120. Minne, 121. Roben, 123. Erde, 124. Etat, 125. Mole, 126. Teig, 127. Rila, 128. Reck.



Burglinde Pollak
geb. 10. Juni 1951
Größe: 1,79 m
Gewicht: 76 kg
Beruf:
Datenverarbeiter,
Studentin der
Physiotherapeutik/
Sportliche Erfolge:
Sieg bei den
Europäischen
Juniorenspielen 1968;
Weltrekord 1970;
Vize-Europameisterin 1971;
Dritte der
Olympischen Spiele
1972;
zweimal Weltrekord
1973;
DDR-Titelträgerin
1969, 1970, 1973
und 1974

Autogramm-Anschrift:
Burglinde Pollak,
ASK „Vorwärts",
15 Potsdam,
PF 69937



Als ich Burglinde Pollak nach telefonischer Verabredung an einem herrlichen Sonnentag im Mai 1976 auf dem ASK-Gelände in Potsdam suchte, gab es bedenkliche Gesichter bei ihren Trainern: „Hoffentlich müssen Sie ‚Polli' nicht im Krankenhaus besuchen. Sie hat Schmerzen im Fuß und ist beim Arzt." Ein paar Minuten später erschien sie mit der Diagnose: leichte Zerrung. Der Arzt hatte ihr freigestellt, ein leichtes Training zu absolvieren. Burglinde griff sofort zur Kugel: „Diese Disziplin belastet den Fuß am wenigsten, und ich darf nach Möglichkeit keine Trainingsstunde auslassen. Außerdem ist es auch gar nicht so schlimm." Sprach's, und stieß das Gerät erneut bis zur 15-m-Marke.

Eine zweite Episode: Im September 1970 sind im Erfurter Georgi-Dimitroff-Stadion für die damals 19jährige erstmals die Weichen in Richtung Weltrekord gestellt worden. Bis zur vierten Disziplin, dem Weitsprung, lief auch alles genau nach Plan. Doch nach einem Satz über 6,20 m und einer etwas unglücklichen Landung plötzlich ein jäher Schmerz im rechten Fuß – die Träume und Hoffnungen des jungen Talents schienen in weite Ferne gerückt. Aber Burglinde wischte alle Bedenken vom Tisch, startete zum abschließenden 200-m-Lauf und holte sich erstmals einen Weltrekord, der damals mit 5406 Punkten notiert wurde.

Zwei Stationen von völlig unterschiedlicher Bedeutung im bisherigen Leben von Oberleutnant Burglinde Pollak, aber beide verraten viel von ihrem heutigen Charakter. Er wurde ihr im Verlauf ihrer beruflichen und sport-

# Mit einer heimlichen Prüfung

*begann der Weg von Oberleutnant Burglinde Pollak zur Weltrekordlerin im Fünfkampf*





lichen Entwicklung anerzogen – vom Elternhaus, von den Klubkameraden, Trainern und Genossen im ASK Vorwärts Potsdam.

Es gab eine Stunde in ihrem Leben, da wurde dieser Charakter auf eine harte Bewährungsprobe gestellt. 1974, bei den Europameisterschaften in Rom, hatte sich Burglinde bereits in die Rolle der Favoritin gekämpft, und jeder erwartete einen Titel von ihr. Aber im Wettkampf zerbrach diese Favoritenstellung; sie wurde „nur" zweite Und nach der Rückkehr aus Italien wollte sie alles an den Nagel hängen: den Sport, das Streben nach dem Erfolg, das Miteinander im Kreis der Freunde und Genossen.

Trainer Heinz Rieger redete mit ihr „Fraktur". Er wußte, daß harte Worte die beste Medizin waren. Die Genossen versuchten, sie aufzumuntern. Burglinde Pollak trat ihren Jahresurlaub an und hatte viel Zeit, über jüngste Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nachzudenken. Da fiel ihr ein Wort ihrer Mutter wieder ein...

1961 war es, in Altplötzin bei Werder, ihrem Geburtsort. Das damals 10jährige Mädchen interessierte sich für alles, was mit dem Sport zusammenhing und zeigte selbst auch viel Talent in der Leichtathletik und beim Turnen. Man riet ihr an, zur Kinder- und Jugendsportschule Brandenburg überzuwechseln, und sie absolvierte ganz heimlich die Aufnahmeprüfung: Bestanden! So kam sie eines Tages mit dem Aufnahmeformular nach Hause. Die Eltern – der Vater Kranfahrer, die Mutter Krankenschwester – und die vier Geschwister ließen sie schließlich gehen; im Interesse ihrer schulischen, sportlichen und später auch beruflichen Weiterentwicklung. Aber die Mutter gab ihr mit auf den Weg: „Du hast dich entschieden. Denke daran, daß man stets zu Ende führen muß, was man einmal aus freiem Willen begonnen hat..."

Burglinde kam aus dem Urlaub zurück und war schon einen Tag später wieder auf dem Sportplatz. „Ich war ja inzwischen auch Offizier der Nationalen Volksarmee und hatte die Aufgabe, junge Menschen zu erziehen und ihnen auch Vorbild zu sein. Da konnte ich schließlich wegen einer persönlichen Enttäuschung das Kollektiv nicht im Stich lassen."

Zwei Goldmedaillen aus dem Jahr 1965 sind auch heute noch wertvollste Erinnerung und persönlicher Ansporn: Auszeichnungen für die Siege bei der I. Pionierspartakiade in Magdeburg im Dreikampf und im Hochsprung; viele sind hinzugekommen. Und noch steht die Weltrekordlerin nicht im Zenit ihres sportlichen Leistungsvermögens. „Drei Aufgaben stehen für mich augenblicklich im Mittelpunkt: die der Nationalen Volksarmee, die des Sports und die der Berufsausbildung. Zunächst wartet im Frühjahr 1977 das Examen als Physiotherapeutin." Da bleibt für Hobbys in der schmucken Neubauwohnung wenig Zeit: Nähen, Kochen („lernen", wie sie sagt), Lesen (Apitz, Simonow, Seghers bevorzugt). Denn noch hält sie der Sport gefangen – mit all seinen Schwierigkeiten, mit all seiner Schönheit. Der Sport, der sie entscheidend formte...

*Hans-Georg Anders*

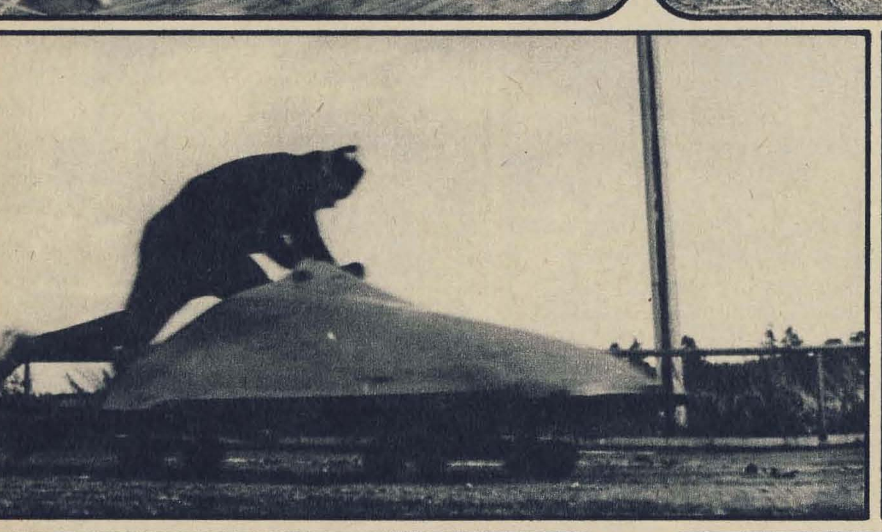
# Zwei Pünktchen am Fenster



# und Urlaub auf Rollern

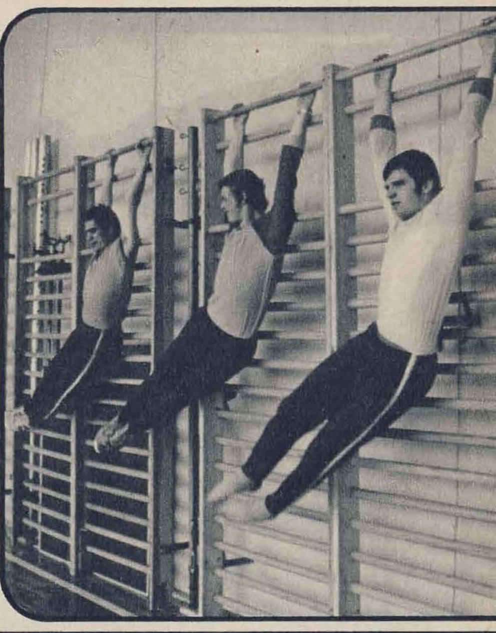
Über den weißen Sport
in der grünen Saison
informierte sich
beim ASK Vorwärts Oberhof
Roland Sänger

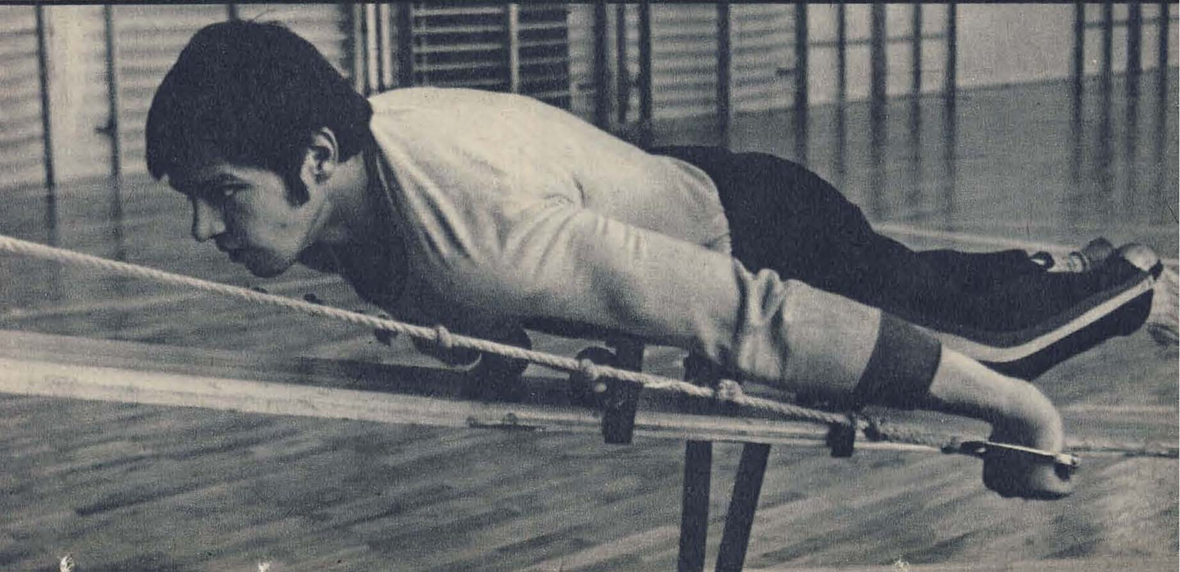
Eigentlich ist schon allein die Art und Weise bezeichnend, auf die zum Beispiel Oberfeldwebel Karl-Heinz Wolf zum Wintersport kam. „Es war im Frühjahr 63", erzählt er. „Vater und ich gingen Sonntag früh spazieren. Da trafen wir ein paar Jungen, die einen Fußball dabei hatten und zum Sportplatz wollten. Ich nervte meinen Vater solange, bis er mich mitließ. Von da an zog ich mit der Truppe jeden Sonntag zum Spielen."
Bald stellte sich jedoch heraus, daß die „Fußballer" eine Biathlon-Trainingsgruppe waren. Karl-Heinz Wolf blieb trotzdem bei ihnen. Auch dann, als im Herbst Schluß war mit dem Fußball, und Crossläufe auf dem Programm standen. „Ich kann mich noch genau besinnen, daß ich damals keine 400 Meter durchstand, ohne ‚umzufallen'", gesteht er. „Als Schüler war ich sportlich eine Null und dazu noch kugelrund. Um mindestens genausogut wie die anderen zu sein, mußte ich mehr üben. Und das tat ich mit Konsequenz. Denn mein Ehrgeiz war groß, größer als mein Talent."
Damals bei Stahl Trusetal erfuhr Karl-Heinz Wolf also, daß Wintersportler im Sommer „gemacht" werden. Und der Trusetaler Biathlon-Nachwuchs trainierte mit wahrer Hingabe. Wenn sich Trainer Horst Weisheit einmal verspätete, dann war seine Truppe schon längst auf dem Wege zum Inselsberg. Das sind hin und zurück etwa 20 Kilometer mit einem Höhenunterschied von 500 Metern. Dem Trainer blieb dann nichts anderes übrig, als mit dem Motorrad hinterherzufahren.
Das Laufen ist bis heute die Stärke von Karl-Heinz Wolf geblieben. Seine Ergebnisse im Schießen hingegen befriedigen ihn noch nicht so recht. „Fünf Strafminuten im olympischen Einzel über 20 Kilometer in Seefeld waren zuviel. Drei weniger, und ich wäre statt fünfzehnter immerhin fünfter geworden. Darüber hätte man sich eher freuen können."
Und deshalb sind an der Fensterscheibe des Zimmers 40 im Oberhofer Armeesportklub zwei halbzentimetergroße Pünktchen angebracht – Karl-Heinz Wolfs Freizeit-Schießscheiben für seine Trockenübungen. Denn Routine und Sicherheit im Umgang mit dem Gewehr gewinnt man vor allem durch intensives Trainieren im Sommer. Immer wieder muß man in Anschlag gehen, hundertmal, tausendmal...
Natürlich wird in den Sommerwochen am Oberhofer Grenzadler bei den Biathlon-Sportlern auch Fußball gespielt. „Aber die Hauptsache im Sommertraining ist das nicht", wehrt Karl-Heinz Wolf ab. „Sondern vielmehr die Vielseitigkeit, wie sie die Leichtathletik bietet. Beim Kugelstoßen werden beispielsweise andere Muskelgruppen beansprucht als beim Laufen. Und das halte ich in der Aufbauphase für sehr dienlich. Noch einen anderen Gesichtspunkt nennt er: Sport-

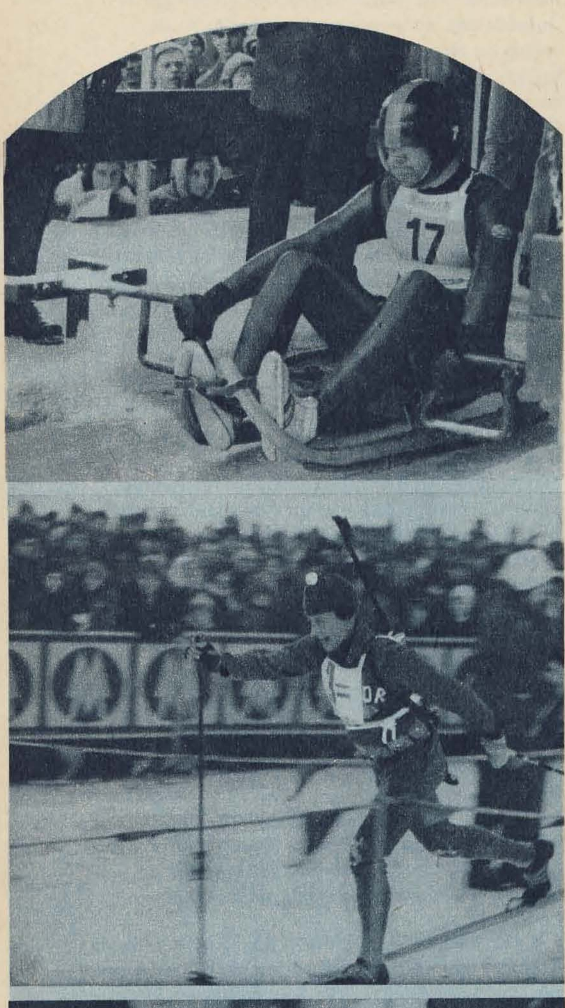












liches Allerlei im sommerlichen Training steigert auch die Lust zur speziellen Disziplin, in dem Fall zum Biathlon.
Leichtathletik-Fans sind auch unsere Bobsportler. „Geblieben!" betont ausdrücklich Oberleutnant Bernhard Lehmann, der bei Leutnant Meinhard Nehmer in Innsbruck mit im „goldenen" Viererbob saß.
So steht auf dem Bob-Sommerfahrplan auch mancher Ausflug auf die Aschenbahn. Initiator ist der ehemalige Zehnkämpfer Leutnant Bernhard Germeshausen, der noch heute öfter mal mit seinen Erfurter Trainingspartnern von einst zusammentrifft. Bezirkssportlehrer Bock hat den Oberhofer Armeesportlern eine Terminübersicht geschickt, aus der sie sich das eine oder andere Leichtathletik-Sportfest aussuchen.
Oberhofer ASK-Wintersportler sind dann in Erfurt, Weimar und anderswo auf den Starterlisten im 100-m-Lauf oder im Weitsprung zu finden. Oberfeldwebel Horst Schönau, Pilot des Viererbobs DDR II, der in Igls Olympiavierter wurde, hat sogar schon einen Marathonlauf bestritten. Oberfeldwebel und Ex-Hürdenmeister Reimund Bethge dagegen freut sich auf einen Sprint über die Hürden, und Meinhard Nehmer auf das Speerwerfen. Sicher wird er dabei die 80-m-Grenze nicht mehr übertreffen, wie einst als Spezialist beim ASK Vorwärts Potsdam. „Aber", so meint er, „Hauptsache, daß es Spaß macht."
Meinhard Nehmer und die anderen halten also im Sommer viel von Abwechslung und freudbetontem Training. „Wenn es draußen warm und grün ist, hat man Zeit für manche alte Liebe. Volleyball gehört bei mir dazu – da war ich ja mal in der Bezirksliga – und auch Handball", sagt Bernhard Lehmann.
Den Sommer zu nutzen, ist für jeden Wintersportler von Wert. „Für mich ist jedoch der des Jahres 1976 von geradezu entscheidender Bedeutung", sagt Feldwebel Frank Spengler. Der Harzer hatte sein großes Ziel, die Olympiateilnahme, im letzten Winter nicht geschafft. Nun gibt es für ihn nur eins: „Durch überzeugende Leistungen wieder in unsere Langlauf-Nationalmannschaft zurückzukehren."
Der Juli brachte die ersten Prüfungsläufe in Oberhof, im Oktober folgen die nächsten in Klingenthal. Beide jeweils im Skirollerrennen und im Cross. Dann kommt im Dezember die erste Ausscheidung auf Schnee. „Für mich sind das drei entscheidende Etappen und damit ein arbeitsreicher Sommer", sagt Frank Spengler. Der DDR-Meisterschaftsdritte über 50 Kilometer von 1975 hat sogar seinen Urlaub danach geplant. Der Genosse Feldwebel wird sich in diesem Jahr seinen Urlaubsschein für den heimatlichen Harz ausschreiben lassen. Denn: „Ich hätte an der See oder irgendwo anders keine

Möglichkeit zum Skirollertraining. Im Harz aber kann ich täglich rollern, und darauf kommt es mir an."
Wie Frank Spengler ist auch Monika Jedamski aus dem Harz. Die Genossin Gefreite fährt seit 1970 Rennschlitten. Seitdem sie aber gemeinsam mit Oberleutnant Margit Schumann trainiert, „sind die Sommer härter und ernster geworden". Der Sprung von der Junioren- in die Frauenklasse war für sie ganz erheblich. „Was zählt da schon mein Junioren-Europameistertitel im Vergleich zu dem vielen Gold von Margit. Aber was viel wichtiger ist, es gibt keine Geheimnisse zwischen uns. Wer sieht, wie Margit ständig rackert, der bekommt höchstens ein schlechtes Gewissen, wenn er mal dasteht und für 'ne Minute vor sich hin träumt."
Aber die Zeit zwischen Mai und September bringt auch öfter als im wettkampfreichen Winter mal ein freies Wochenende. Monika setzt sich dann auf die Bahn und fährt nach Hause in die „bunte Stadt am Harz", nach Wernigerode. Dort wartet ihr Freund, „den ich so wenig sehe, und der doch ein so feiner Kerl ist, weil er mir Mut macht, wenn mir der Schlitten mal bis obenhin steht." Monika leistet sich hin und wieder ein Eis, macht einen Spaziergang, verachtet das Tanzen nicht und liest gern. Robert Merles „Ein vernunftbegabtes Tier" hat sie besonders gefesselt. Sie unternimmt auch mal eine Spritztour auf dem „Star", den ihr die Trainingskameradin Veronika Huhn ausleiht. Oder sie läuft von Oberhof nach Zella-Mehlis, um dort im Schwimmbad ein regelrechtes Programm zu absolvieren („tausend Meter und so").
Ein ganz anderes trainingsnahes Hobby pflegte an früheren Sommersonntagen Unterleutnant Manfred Geyer. Nach den Thüringer Klößen gab es manchmal Streit mit dem Vater, wer von beiden der Mutter beim Abwasch zur Hand geht. Dann machte Karl Geyer seinem Sohn eines Tages den Vorschlag, die Streitfrage „mit der Waffe in der Hand" zu entscheiden. So traten der Oberförster und der Biathlonspezialist mit dem Luftgewehr zum Duell ums Abtrocknen an. Dazu nagelte man einen Pfennig an eine Esche hinter dem Haus und ließ die Treffer entscheiden. Vater Geyer: „Für Manfred war es kein leichtes Spiel, mich zu schlagen." Sohn Geyer: „Bis so ein Duell entschieden war, hatte Mutter längst selbst abgetrocknet."
Inzwischen hat Mutter Geyer die Streitfrage zugunsten des Sohnes entschieden. „Er ist so wenig zu Hause, daß er dann nicht noch abzutrocknen braucht." Aber auch heute wird noch so manches Mal auf jenen Pfennig geschossen. Daß Manfred Geyer mit schnellem Lauf und fehlerfreiem Schießen den entscheidenden Beitrag zum Gewinn der olympischen Bronzemedaille in der Biathlonstaffel leistete, schreibt er nicht zuletzt folgender Tatsache zu: „Bei der Jagdgesellschaft ‚Beerberg' Goldlauter war ich oft als Treiber mit, oder ich habe an freien Tagen Heu und Kastanien für das Wild hinausgetragen. Das war nicht nur schön, sondern auch konditionell nützlich."
Ob Pfennigschießen oder Pirschgang, für Manfred Geyer paßt beides ideal in die Trainingsfreizeit. Oder vielleicht besser – in das Freizeittraining?
Die Frage nach dem Sommerschlaf für Wintersportler ist längst keine mehr. Vielleicht mag das bei manchem beim Langlauf, Rennrodeln oder Biathlon nicht so deutlich werden wie beim Skispringen, wo es ja schon seit 1954 auch in der schneelosen Zeit Wettkämpfe auf Kunststoffmatten gibt. Auch Oberleutnant Hans-Georg Aschenbach machte als Junge seine ersten Sprünge auf Matten, auf der Oskar-Fuchs-Schanze in Brotterode. Mit Sprungskiern, über die jeder skispringende Knirps von heute in helles Gelächter ausbräche. Das war im Sommer vor dreizehn Jahren. Aber für den Olympiasieger hatte er nicht mit dem Springen, sondern mit einer Schubkarre begonnen, die ihm Trainer Karl Hellmich in die Hände drückte. Denn die Schüler-Trainingsgruppe half beim Schanzenbau.
Für Hans-Georg Aschenbach beginnt heute kein Sommer mehr auf der Oskar-Fuchs-Schanze, die nur 30 Meter zuläßt. „Mit der gewohnten Vorlage würde es da gefährlich, denn man bekommt keine Luft mehr unter die Skier." Sommerliche Premiere ist seit vielen Jahren auf der Oberhofer Jugendschanze, einer 60-m-Anlage.
Die Sommer haben sich in all den Jahren vielfältig verändert. Und wer an eine wintersportliche Pause denkt, der irrt gewaltig. Der neue Winter beginnt am Oberhofer Grenzadler einen Tag nach dem Ende des alten.

---




*Wir warten auf Ihre Mitarbeit*

**BEREICH DECK**

**Decksmann im Schiffsbetriebsdienst**
Mindestabschluß 8. Klasse, Facharbeiterabschluß in einem technisch orientierten oder handwerklichen Beruf

**BEREICH MASCHINE**

- **Maschinenhelfer** — Abschluß 10. Klasse, Facharbeiterabschluß in einem maschinen-technischen Beruf
- **Heizer** — Voraussetzung Facharbeiterabschluß in einem der nachstehend genannten Berufe:
  Maschinist für Wärmekraftwerksanlagen
  Maschinist für Wärmekraftwerke, Hochdruckheizer
- **Elektriker** — Facharbeiterabschluß Elektromonteur, Elektroinstallateur

**BEREICH WIRTSCHAFT**

**Koch, Kellner, Bäcker** (Facharbeiterabschluß), **Wirtschaftshelfer**

Ihre Bewerbung mit ausführlichem Lebenslauf (doppelt) und der genauen Anschrift Ihrer Arbeitsstelle/Betrieb richten Sie an die für Ihren Wohnort günstigste Außenstelle in:

1071 Berlin, Wichertstr. 47
Telefon: 4497889

8023 Dresden, Rehefelderstr. 5
Telefon: 577176

701 Leipzig, Neumarkt, Pavillon des Seeverkehrs, PF 950
Telefon: 200502

501 Erfurt, Kettenstr. 8, PF 345
Telefon: 29293

25 Rostock, Haus der Gewerkschaften, Hermann-Duncker-Platz 1, Zimmer 103

**VEB DEUTFRACHT/SEEREEDEREI ROSTOCK**

**Zentrales Werbebüro der Handelsflotte**

# Isabela



In Argentinien hat das Militär geputscht. Eine dreiköpfige Junta übernahm im März die Macht in Buenos Aires. Wiederum. Denn in diesem lateinamerikanischen Staat mit 25 Millionen Einwohnern auf fast drei Millionen Quadratkilometern spielt die Armee traditionell eine bedeutende politische Rolle. Von 17 Staatschefs seit 1930 waren 12 Generale. Die Militärs sollten vor allem die Herrschaft der Großagrarier, der Großbourgeoisie sowie des ausländischen Monopolkapitals stützen und die antiimperialistische demokratische Massenbewegung aufhalten. Die ehemals gute Verbindung zwischen Streitkräften und Volk, in der Zeit des Unabhängigkeitskampfes gegen Spaniens Kolonialregime entstanden, zerfiel dadurch immer mehr. Allerdings mehren sich in jüngster Zeit mit wachsendem Anteil der Offiziere aus den Mittelschichten auch in der Armee jene Kräfte, die sich für eine demokratische Entwicklung aussprechen.

Rein zahlenmäßig verfügt Argentinien mit 135 000 Mann nach Brasilien über die zweitgrößte Armee Lateinamerikas. Nicht zu unterschätzen der ökonomische Faktor der Militärs. Viele der höheren Offiziere profitieren direkt von der Rüstungsproduktion. Sie sind an der „Fabricaciones Militares" (Generaldirektion für Militärfabrikation) beteiligt – mit 12 000 Beschäftigten eines der größten Industrieunternehmen mit Stahl-

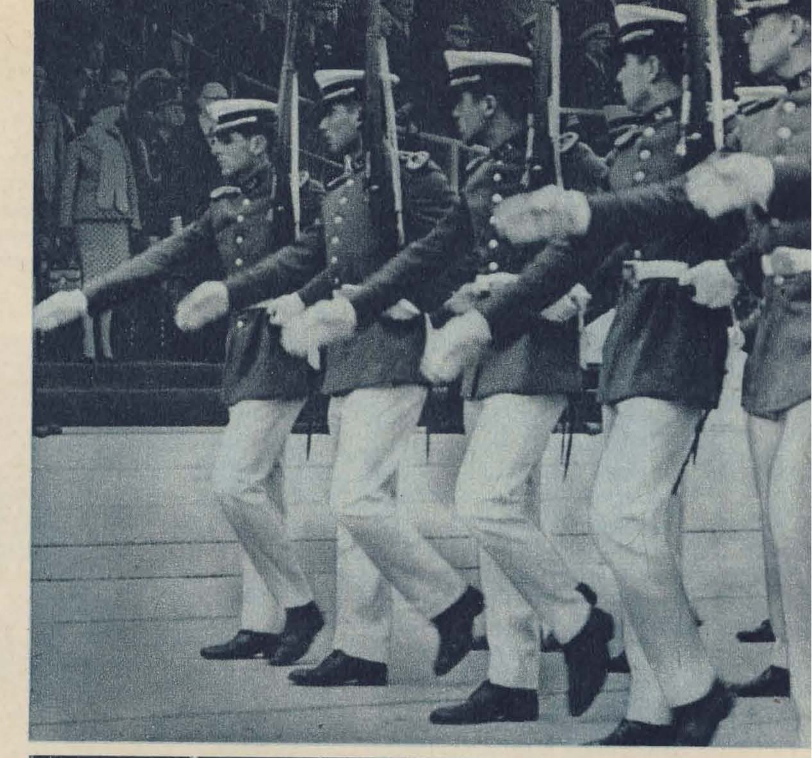
# und die Generale

werken, Erzbergbau, Petrolchemie und Waffenschmieden. Außerdem sitzen Offiziere nach ihrem aktiven Militärdienst auf hohen Industrieposten.

Was nun waren die Gründe für den Märzputsch, der wiederum einer Zivilregierung den Garaus machte?

In Buenos Aires gibt es eine große Vergnügungsinsel, den Italpark – eine beliebte Touristenattraktion. Die Argentinier führen ihre Gäste sehr gern dorthin. Das größte Gedränge herrscht stets am Autodrom. Die elektrogetriebenen Gefährte sind mit riesigen Gummiwülsten gepanzert. Denn niemand auf dem engen Parcours hält sich an eine Verkehrsregel. Jeder fährt gegen jeden, und das größte Lusterlebnis besteht darin, mit anderen zusammenzustoßen, daß die Polsterung gequält aufquietscht. Der Autodrombesitzer sitzt in einem gläsernen Kassenhäuschen und sieht dem Anarchismus mit mildem Lächeln zu. Der Verschleiß ist einkalkuliert. Würde er einschreiten, wäre das Geschäft schnell verdorben . . .

Das Gleichnis gilt im gewissen Sinne auch für das Leben im Lande selbst. Nur ist es hier kein Spiel mehr. Kaum ein Gesetz hat bisher dem erbarmungslosen Konkurrenzkampf, jeder gegen jeden, standgehalten. Korruption und Gewalt sind zum Umgangsstil der argentinischen Bourgeoisie geworden. Amigoklüngel der Staatsbeamten, der peronistischen Partei und in der von Auslandskapitaldurchsetzten Industrie, skrupellose Gewerkschaftsführer, Viehzüchterclans und Devisengroßschieber jagten – und jagen sich noch – die Beute ab. Alle fünf Stunden – so weist die Statistik aus – geschah in den ersten beiden Monaten dieses Jahres ein politischer Mord. Denn in diesem Dschungel wurde oft und reichlich geschossen. Von Matones – gemieteten Gangstern der kor-







rupten Gewerkschaftsführer, die Rivalen im Machtkampf ebenso beseitigten wie aufrechte Funktionäre in den Betrieben. Von einer Todesschwadron namens AAA (Antikommunistische Argentinische Allianz), zu deren Auftraggebern u. a. der faschistisch gesonnene ehemalige persönliche Ratgeber der Präsidentin Perón, López Rega, gehörte. Von der Polizei. Und natürlich auch von den Linksextremisten, die damit den Rechten immer wieder neue Vorwände lieferten. Die Regierung sah dem wachsenden Chaos zu. Sie tat nicht viel dagegen. Konnte offensichtlich auch nicht viel tun, denn die meisten Minister und auch die Präsidentin selbst waren zu sehr damit beschäftigt, ihren eigenen Anteil an der allgemeinen Korruption zu sichern. María Estela Martínez de Perón, Künstlername „Isabela", erwies sich überdies als unfähig, das Erbe ihres Mannes zu verwalten. Als Vizepräsidentin war sie Mitte 1974 Juan Domingo Perón in das höchste Staatsamt gefolgt. Der große Wahlsieg von 1973 hatte Argentinien im bürgerlich-kapitalistischen Sinne wieder Stabilität geben wollen: Mit Versprechungen an die Werktätigen, sie sollten einen größeren Anteil an den Früchten ihrer Arbeit erhalten – und im Dialog mit den fortschrittlichen Kräften des Landes einschließlich der Kommunistischen Partei. Schon vor dem Tode Peróns waren allerdings neue Widersprüche aufgebrochen. Seine 36 Jahre jüngere Frau konnte mit dieser Entwicklung schon gar nicht mehr fertig werden. Systematisch wurde das Wahlprogramm von 1973 immer weiter abgebaut. Am Ende ihrer Amtszeit war Isabela nur noch ein Spielball der großen Interessengruppen im Hintergrund.

Unterdessen nahm die Krise in Argentinien solche Ausmaße an, daß immer größere Kreise der Bourgeoisie und des Auslandskapitals von ihr erfaßt wurden. Auf die Inflationsrate von 533 Prozent innerhalb eines

*Slums und glänzende Einkaufsfassaden liegen in Buenos Aires dicht beieinander. Und nach wie vor werden die Krisenlasten auf die Werktätigen abgewälzt – allein von Januar bis Mai stiegen die Lebenshaltungskosten um fast 110 Prozent. . .*



Jahres (!) antworteten die Werktätigen mit Massenstreiks, immer häufiger gegen den Willen ihrer korrupten Gewerkschaftsführer. Die Börsenkurse fielen unaufhaltsam, aber der Schwarzmarktkurs stieg rapide. Großschieber wie Kleinhändler begannen Waren des täglichen Bedarfs zurückzuhalten. Im ganzen Land nahm die Anarchie zu. Immer offener wurde von einem Putsch gesprochen. Es war nur noch eine Frage der Zeit.

Als die Panzer in der Nacht zum 24. März durch die Straßen der 8-Millionen-Stadt Buenos Aires rollten, trafen sie deshalb auch weder auf Widerstand noch auf Begeisterung. Aus dem Parlament hatten die Abgeordneten längst ihre Aktenbündel und ihre private Habe entfernt. Die Casa Rosada, der Präsidentenpalast, war so gut wie verwaist. Außer der Präsidentin Perón hatte sich fast alles aus dem Staube gemacht. Es war anders als im Chile der Unidad Popular. Nicht die Reaktion war gegen die Volksmacht angetreten, sondern die Bourgeoisie machte sich daran, eine total verfahrene Politik in ihrem Sinne zu korrigieren.

Der Mann, der sich den Argentiniern als neuer Präsident empfahl, heißt Jorge Rafaél Videla. Seit August 1975 Oberbefehlshaber des 83500 Mann starken und in vier Armeekorps gegliederten Heeres, strenggläubiger Katholik. Aus einer Offiziersfamilie stammend und bereits 1942 in das Militärcollege eingetreten, hatte er auch schon




zuvor hohe militärische Posten inne: Chef des Militärcolleges, Mitglied der argentinischen Delegation beim Interamerikanischen Verteidigungsrat in Washington und als Chef des Vereinigten Generalstabes der Streitkräfte zugleich mit großem Einfluß auch auf die Marine (mit 33 000 Mann und 40 Schiffen, darunter einem Flugzeugträger, drei Kreuzern und acht Zerstörern) und Luftwaffe (mit 17 000 Mann und 132 Kampfflugzeugen).

Der neue Staatschef hat, wie einst Herakles in der griechischen Sage, versprochen, den „Augiasstall der Korruption und Subversion" auszumisten. Und in der Tat sind auch einige Exponenten des alten Regimes verhaftet worden. Expräsidentin Perón steht unter Hausarrest, sie wird wegen ungesetzlicher Bereicherungen vor ein Zivilgericht gestellt. Andererseits aber hat die mörderische Aktivität der AAA und ähnlicher reaktionärer Gruppierungen keineswegs nachgelassen. Das allerdings wird mittels Nachrichtensperren verschwiegen. Das Streikrecht ist aufgehoben worden. Parteien dürfen sich nicht betätigen. Ihre Mitglieder werden aber auch nicht verfolgt. Es heißt, daß General Videla ein gewisses Verständnis für einen Dialog mit den demokratischen Kräften aufbringt, um Wege zu einer „nationalen Erneuerung" zu finden. Andere Militärs drängen auf rabiatere Methoden, und es gibt sicher auch einige heimliche Bewunderer Pinochets.

In der neuen Regierung hat ein Vertrauter des inländischen Großkapitals und der ausländischen Monopole Schlüsselstellung als Wirtschaftsminister bezogen: José Martínez de Hoz. Er ist ein steinreicher Mann, stammt aus einer Großagrarierfamilie, leitet die mit US- und italienischem Kapital arbeitenden Acindar-Stahlwerke, gilt als Vertrauter der Morgan-Gruppe. Bedenklicherweise ist er auch an der argentinischen Filiale des ITT-Konzerns beteiligt, jenes US-amerikanischen Mammutunternehmens, das entscheidenden Anteil am Sturz der Allende-Regierung in Chile genommen hat.

So kommt die Warnung nicht von ungefähr, die der Leiter der Delegation der Argentinischen Kommunistischen Partei, Orestes Ghioldi, auf dem IX. Parteitag der SED in Berlin aussprach: Daß der Schatten eines Putsches à la Pinochet in Argentinien noch nicht verschwunden sei. Die USA-Imperialisten richten begehrliche Blicke auf Argentiniens geografische Lage und seine Naturreichtümer, insbesondere was die Erdölvorkommen im Festlandsockel und die Schlüsselstellung zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean betrifft. Es gehört zu den Planspielen des Pentagon, das zweitgrößte Land Südamerikas mit Brasilien und Chile zu einem faschistischen Block zusammenzuschmelzen. Die argentinischen Kommunisten, so Orestes Ghioldi, übersehen nicht die Ansätze zu einer nationalen demokratischen Strömung in den Streitkräften, wenngleich diese sich noch deutlicher ausprägen muß. Sie appellieren an alle Demokraten und Patrioten im zivilen Bereich und in den Streitkräften, sich für ein Programm der nationalen Wiedergeburt mit tiefem sozialen Inhalt einzusetzen und für die Bildung einer Zivil-Militär-Regierung auf der Basis einer breiten demokratischen Koalition zu kämpfen.

*Peter Jacobs*

# Unternehmen »Weitsprung« ★

*Fortsetzung von Seite 77*

Situation im Interesse der sowjetischen Aufklärung auszunutzen.
Die Begegnung, an der dem Gestapooffizier so viel lag, fand am 29. Oktober 1943 in der Wohnung von Lidia Lissowskaja statt. Göttel war außerordentlich entgegenkommend und liebenswürdig, bemühte sich, dem neuen Bekannten seine Sympathie zu bekunden, sparte nicht mit Komplimenten für die Braut des Oberleutnants.
„Fräulein Valentina ist der Liebling des Reichskommissariats", sprach er gerührt. „Stoßen wir auf Ihr Glück an, Siebert!"
Nachdem noch einige Gläser geleert worden waren, erhob sich Kusnezow und sagte, als sei ihm dieser Einfall gerade erst gekommen: „Herr Major, wollen wir heute anläßlich unserer Bekanntschaft nicht was besonders Nettes unternehmen?" Und er ergänzte lachend: „Wenn Sie mir zusichern, daß meine Braut nichts erfährt, könnten wir uns in Gesellschaft zweier charmanter Damen vorzüglich amüsieren."
Göttel begriff sofort. Einen zufälligen Bekannten würde Siebert natürlich nicht zu einer solchen fragwürdigen Belustigung eingeladen haben – offenbar ging es um etwas anderes, was beide gleichermaßen interessierte. Göttel willigte natürlich ein.
Die beiden Offiziere verabschiedeten sich von Lidia Lissowskaja und verließen das Haus. Angesichts seines Vorgesetzten riß der untersetzte, stämmige Fahrer in der Soldatenuniform, in Wirklichkeit Kusnezows Freund und Gehilfe Nikolai Strutinski, diensteifrig den Wagenschlag auf.
„Nikolaus", Siebert machte eine unbestimmte Handbewegung, „los, Sie wissen schon, wohin."
Kusnezow wollte Göttel zur Wohnung eines zuverlässigen Mannes, unseres illegalen Helfers Leonid Stukalo, bringen, doch mußte er auf seine Absicht verzichten. Unweit von Stukalos Haus war irgend etwas passiert, eine Menschenmenge hatte sich versammelt, Kriminalpolizei war eingetroffen.
Das hat uns grade noch gefehlt! überlegte Kusnezow verärgert. Ich muß mir was anderes einfallen lassen. Er gab dem Fahrer eine andere Adresse: Legionenstraße 53.
„Wir fahren zurück?" fragte Göttel erstaunt.
„Nein, ich wollte bloß eine Dame abholen, die hier wohnt, aber mir ist im letzten Augenblick eingefallen, daß sie schon zu ihrer Freundin gegangen sein muß", sagte Kusnezow – es war das erste beste, was ihm einfiel.
Robert Glaas war ein unauffälliger Mitarbeiter der „Paketaktion" – einer typischen Okkupationsbehörde, die Pakete mit Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen nach Deutschland versandte, die bei der Bevölkerung beschlagnahmt worden waren. Glaas galt als dienstbeflissener Angestellter, und außerordentlich pflichteifrig. Bei seinen Vorgesetzten hatte er einen Stein im Brett, obwohl er kein großes Licht zu sein schien.
General Hermann Knuth, den zweiten Stellvertreter des Reichskommissars der Ukraine und Leiter der „Paketaktion", hätte sicherlich der Schlag getroffen, würde er erfahren haben, daß dieser bescheidenste aller seiner Offiziere in Wirklichkeit ein holländischer Kommunist war, der mit uns in Verbindung stand und uns schon so manche Gefälligkeit erwiesen hatte.
Kusnezow wollte nun zu Glaas in die Wohnung fahren, nachdem Leonid Stukalos Heim sich als ungeeignet erwiesen hatte.
Glaas empfing die unerwarteten Gäste auf das liebenswürdigste und deckte rasch den Tisch. Kusnezow nahm das Koppel mit der Pistolentasche ab, befahl Strutinski, die Waffe an einen Nagel hinter dem Schrank zu hängen, und schlug Göttel vor, das gleiche zu tun. Der Major folgte der Aufforderung nur ungern, legte jedoch seine Waffe ab.
„Meine Freundinnen sind offenbar etwas aufgehalten worden", meinte Siebert lächelnd. „Lassen Sie uns derweil einen Schluck trinken, um keine Zeit zu verlieren, Herr Major."
Göttel hatte nichts dagegen, und Nikolai Iwanowitsch schenkte Eierlikör in die Gläser. Allmählich entspann sich ein vielsagendes Gespräch mit gegenseitigen Anspielungen und feinen Andeutungen.
Wer weiß, wie das Ende dieses diplomatischen Spiels ausgesehen hätte, würde nicht Nikolai Strutinski einen Fehler begangen haben. Einen geringfügigen Fehler. Im Grunde genommen eine Nichtigkeit. Aber im Nachrichtendienst genügt auch das. Als Kusnezow für einen Augenblick das Zimmer verließ, um sich die Hände zu waschen, setzte sich Nikolai Strutinski ohne Erlaubnis an den Tisch.
Major Göttel blieb das Wort im Halse stecken. Ein deutscher Soldat, obendrein polnischer Herkunft, würde sich nie erlaubt haben, an einem Offizierstisch Platz zu nehmen, selbst wenn man ihn dazu aufgefordert hätte. Auch ein englischer Offizier würde so etwas nie geduldet haben! Und eben das war Oberleutnant Paul Siebert in Göttels Vorstellung.
Folglich... Folglich war Siebert nicht Agent des Intelligence Service! Aber was war er dann? Etwa doch ein sowjetischer Aufklärer?! Entsetzen malte sich in Göttels Zügen. Er stürzte zu seiner Waffe.



# Es war einmal



Es war einmal ein junger Soldat, der seinen Wochenendurlaub im Hotel des Garnisonstädtchens verbrachte. Als er spätabends im Park spazieren ging, hörte er plötzlich ein Stimmchen: „Nimm mich mit und erlöse mich." Der Soldat blickte sich um und sah einen Frosch. Er nahm ihn mit ins Hotel, legte ihn in sein Bett und siehe da, aus dem Fröschlein wurde ein schönes Mädchen. Das Dumme an diesem Märchen war nur, daß es ihm der Hotelportier am nächsten Morgen nicht glaubte und bei seinem Kommandeur Meldung erstattete.

Die siebzehnjährige Tochter kommt auffallend spät, doch guter Dinge, vom Manöverball nach Hause. Der Vater schaut sie streng an und sagt: „Du hast im linken Strumpf eine Laufmasche."
„Na und? So etwas kann doch mal passieren, Vati."
„Das schon", meinte der besorgte Vater, „als du fortgingst, war sie aber im rechten Strumpf."



„Wenn dich der Matrose, mit dem du gestern abend getanzt hast, noch einmal küssen will, mein Töchterchen, dann mußt du ihm mal gehörig die Meinung sagen!"
„Deine oder meine, Mama?"

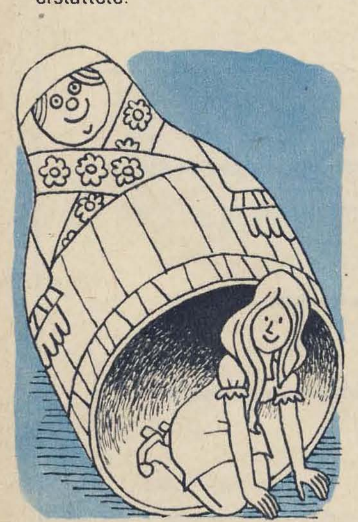


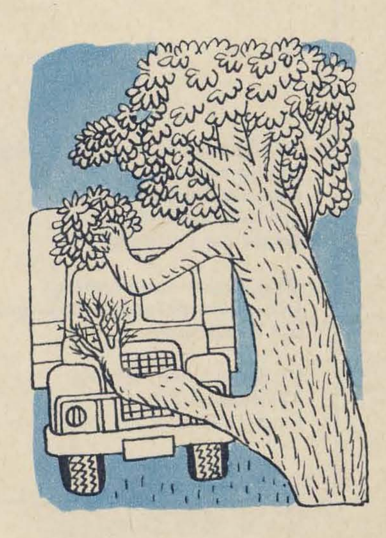
Mit ihren sowjetischen Waffenbrüdern verbringen Soldaten der NVA einen freien Tag in der ukrainischen Hauptstadt.
„Wollt ihr gemeinsam mit uns unser Mütterchen Kiew besichtigen?" werden sie vom Komsomol-Sekretär gefragt.
„Aber gern", erwidert der FDJ-Sekretär der Einheit, „vielleicht könnten wir bei den Töchtern beginnen?"

„Es sieht nach Regen aus!" sagte der Koch und meinte das Wetter. „Es schmeckt auch danach!" entgegnete ein mot. Schütze und meinte den Frühstückskaffee.



Hinweisschild am Garagentor einer motorisierten Einheit:
„Genossen! Denkt daran, wenn ihr die Ausfahrtstraßen unserer Garnison verlassen habt: Bäume beschädigen Kraftfahrzeuge nur, um sich zu verteidigen!"





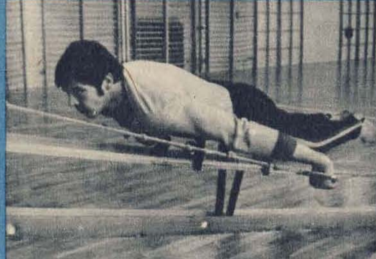
Illustrationen: Harri Parschau

# INHALT

6



52



84




Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin. Redaktion „Armee-Rundschau". Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag. Anschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158, Postfach 46130, Telefon 4300618. Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko und Oberst E. A. Udowitschenko – Moskau; Oberstleutnant A. Kolodziejczyk – Warschau; Oberst J. Schaulow – Sofia; Oberstleutnant J. Cerveny – Prag; Major E. Kutas – Budapest; Oberst I. Capet – Bukarest. „Armee-Rundschau" erscheint monatlich. Preis je Heft: 1,– Mark. Bezugszeit monatlich. Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr. Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post und den NVA-Buch- und Zeitschriftenvertrieb (VEB) – Berlin, 104 Berlin, Linienstr. 139/140, in den sozialistischen Ländern über die Postzeitungsvertriebs-Ämter und in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an den Außenhandelsbetrieb BUCHEXPORT, DDR-701 Leipzig, Leninstraße 16, Postfach 160. Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG-WERBUNG Berlin, 1054 Berlin, Wilhelm-Pieck-Straße 49, Fernruf 2262715 und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR. Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 6. Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97. Gestaltung: Horst Scheffler/Joachim Hermann. Printed in GDR.

**Redaktionsschluß dieses Heftes: 30. 6. 1976**

Fotos: Gebauer (19), S. 22, 23, 25, 26, 61, 62, 63, 64, 65, 85, 87; Uhlenhut (23), S. 2, 18, 19, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 78, 82, 83, Rücktitel; Udowitschenko (5), Titel, S. 6, 7, 10, 18, 50, 51; Nowosti (2), S. 8, 9; MBD (1), S. 9; ZB (9), S. 10, 11, 90, 91, 92, 93; Schimach (2), S. 15, 17; Große (1), S. 18; Jakutin (1), S. 19; Palm (1), S. 19; Schorsch (1), S. 18; Syndoman (1), S. 33; Novotny (11), S. 45, 46, 47, 48, 49; Archiv (4), S. 60, 61; Fröbus (1), S. 66; Klöppel (4), S. 69, 71; Schilling (4), S. 68, 70, 71; Schimmack (9), S. 84, 85, 86, 87; Kams (1), S. 33.

# Ein Präsent für das Geburtstagskind „ASV Vorwärts“

*überbringt*
*Achim Purwin*





31 036

Oberleutnant

# BURGLINDE POLLAK